

Die Gartenlaube

Städt.
Bibliothek
Bonn



Aufn. Paul Wolff

Vom Ohr zum Herzen

Wagnerfreund. Sie beklagen sich über Verständnislosigkeit des weiblichen Geschlechts.

Ich habe den Eindruck, daß Sie es mit dem Suchen noch nicht in der rechten Weise angefangen haben. Die Schilderung Ihrer Neigungen läßt darauf schließen, daß Sie unter jungen Mädchen nur schwer eine Kameradin finden werden. Bei einem reiferen Menschen werden Sie viel eher die Einstellung finden, die Ihren Forderungen entspricht. Nicht nur verkehrt, sondern ein wirkliches Unrecht ist es, wenn Sie nach Ihren einzelnen Erfahrungen die allgemeine Folgerung ziehen, die dem jungen Mädchen von heute jeden Ernst und jede Reinheit des Willens abspricht! — Um Ihnen Ihre Frage zu beantworten: Ganz gewiß gilt der anständige, ehrliche, aufrichtige Mensch dem weiblichen Geschlecht sehr viel. Nur genügt dies noch nicht unbedingt, um Freundschaft zu gewinnen, es ist vielmehr eine der Voraussetzungen dazu. Unklar ist mir geblieben, was Sie unter den „besten Kreisen“ verstehen; ich würde Ihnen raten, mit offenen Augen und Sinnen vor allen Menschen zu stehen, die ernst und ehrlich in ihrer Arbeit, für ihre Arbeit leben.

Mutter Grete. Sie haben mit Ihrem Mann Streit über eine Erziehungsfrage; Sie haben öfter Besuch im Haus, und Ihr Mann pflegt die Kinder vor den Fremden auszuschelten und zu strafen.

Ich stimme Ihnen bei: Dem Ehrgefühl der Kinder muß Rechnung getragen werden, unter allen Umständen sollte man vermeiden, es vor Dritten zu großen Szenen kommen zu lassen, bei denen die Kinder schon aus Verlegenheit meistens erst recht ungezogen werden. Wenn Ihr Mann aus Erfahrung weiß, daß seine Kinder nicht gern vor dem Besuch etwas auffügen, sollte er sie wirklich mit der Aufforderung verschonen. Es steckt oft ein ganz gesundes Schamgefühl dahinter; Kinder mögen nicht „in Freiheit dressiert“ vorgeführt werden. Es sind gerade die Feinen unter ihnen, die sich dagegen wehren. Sie können noch keine verständnisvolle Nachsicht für den strahlenden Vaterstolz haben. Wenn Ihr Mann dann trotzdem auf seinem Willen besteht, ist „der Bock“ die natürliche Folge, und man ist bei solchen Gelegenheiten manchmal versucht zu fragen, auf welcher Seite dieser größer ist.

K. M. Figaro, Köln. Seit zwei Jahren stehen Sie in Beziehung zu einem jungen Mädchen; es sind Ihnen jedoch Bedenken gegen die Heirat gekommen, weil das Mädchen Ihnen im Geschäft nicht zur Seite stehen könnte.

Ich finde es sehr richtig, daß Sie alles noch reiflich überlegen, und Ihr ganzer Brief erweckt den Eindruck, als wenn eine Bindung wirklich nicht das Richtige wäre. Im Herzensgrunde sind Sie ja auch schon davon überzeugt; nur fürchten Sie noch die klare Entscheidung. Und

schaft die Grenzen respektiert haben und der Freundin gegenüber nicht verpflichtet sind.

Georg, 20. Sie sind als Volontär im Geschäft eines Verwandten angestellt, der Ihnen Vertrauen und Freundschaft erwiesen hat. Vor einem halben Jahr lernten Sie ein junges Mädchen kennen, deren vergnügungsfüchtige Ansprüche die Zahlungsfähigkeit Ihres Geldbeutels beträchtlich überschritten. Aus Angst, die Freundin zu verlieren, ließen Sie sich zu einem schweren Unrecht an Ihrem Verwandten hinreißen.

Wenn Sie jetzt ratlos und im tiefsten angeekelt von der ganzen Geschichte allen Mut verlieren und Ihr junges Leben wegwerfen wollen, weil Ihnen endlich über den wahren Charakter der „Freundin“ die Augen aufgegangen sind, weil Sie vor der Entdeckung Ihres Unrechts zittern, so würden Sie mit einem solchen Verzweiflungsschritt nicht das geringste bessern und gutmachen, sondern ein noch größeres Unrecht zum übrigen fügen. Denken Sie vor allem an den Schmerz, den Sie Ihrem verwitweten Vater zufügen würden! Ihre Handlungsweise war unrecht, war aber noch kein solches Verbrechen, daß Sie nicht angesichts der Umstände Verzeihen finden könnte.

Auch Ihr Verwandter wird, schon in Anbetracht Ihrer Jugend, bei einer ehrlichen Beichte Verständnis und Nachsicht haben. Wenn Sie nur dies jetzt aufbringen, den Mut zum rückhaltlosen Bekenntnis und gleichzeitig die Kraft, endgültig Schluß zu machen mit jenem Mädchen, dann brauchen Sie sich wirklich nicht als einen „Verlorenen“ anzusehen! Die Tragik Ihres Lebens liegt darin, daß Sie keine sorgende Mutter hatten, weil die Ihrige an der Geburt des Sohnes starb. Unerlöst war in Ihnen das Bedürfnis nach weiblicher Zärtlichkeit und fraulicher Güte; deshalb haben Sie sich so blindlings dem weiblichen Einfluß unterworfen, haben sich fast wahllos dem ersten weiblichen Wesen in blinder Leidenschaft ergeben, das Ihnen freundlich entgegenkam. Wenn Sie diese Zusammenhänge heute überschauen, mögen Sie daraus erkennen, daß Sie nicht so hoffnungslos verworfen sind, und daß es nur darauf ankommt, in Zukunft strenger zu prüfen, mit wem Sie sich verbinden.

Ratlos. Auf Ihren besonderen Wunsch will ich auf Wiedergabe Ihres Briefes verzichten.

Ich verstehe, daß die Unklarheit und das Warten Sie zermürbt; trotzdem darf man in einer so wichtigen Lebensfrage nichts überstürzen. Da die Väter miteinander befreundet sind, müßte es doch möglich sein, daß Ihr Vater sich zunächst einmal mit seinem Freund in mehr allgemeiner Weise über die Möglichkeiten unterhält. Es ist einleuchtend, daß Sie einen berechtigten Anspruch auf Klarheit haben und daß Sie selbst am wenigsten dazu tun können.

In der nächsten Nummer

Die Ausgießung des Heiligen Geistes

Eine Pfingsterzählung von Klaus Richter mit Zeichnungen des Verfassers

Besuch im Alten Lande

Von Wilhelm Carl-Mardorf mit vielen Aufnahmen

Frau von eigenen Gnaden?

Ende des Romans von Adele Ude

Die Vicki hat's gut!

Novelle von Lilly von Baumgarten mit Zeichnungen von Arthur Grunenberg

Der Mutter was sagen

Erzählung von Helene Voigt-Diederichs

Geheimnisse aus Reinekes Kinderstube

Von Dr. Hans Bongardt mit interessanten Aufnahmen

Aus alten Kriegsbänden der „Gartenlaube“

Frühlingstag. Lied von Waldemar Wendland

Mode: Wollgarnituren für wenig Geld
Hinaus ins Wochenende!

Küche: Der Blumentopf als Backform

Theater und Film

Der Radio-Doktor: Radio auf Reisen



Stillvergnügt

genießt er die Wohltat des Vasenol-Wund- u. Kinder-Puders, der die Haut des Säuglings gesund und trocken erhält, Wundsein, Rötungen und Entzündungen zuverlässig verhütet. In jede Kinderstube gehört deshalb:

Vasenol

WUND- u. KINDER-PUDER · BABY-CREME

Bei Kopfschmerzen

DIMETHYL-ACID-
PHENYL-AMIN-ACETAT
10 Tabl. 0.60
20 Tabl. 1.05

**Grippe, Rheuma-
Muskel- u. Nervenreißer**
kaufen Sie in der Apotheke aber nur
Herbin Stodin

u. Sie werden angenehm überrascht sein
Unschädlich — Harnsäure lösend

H.O. ALBERT WEBER, MAGDEBURG.

Die Gartenlaube



Berlin, 25. Mai

Begründet 1853

Nr. 21

ILLUSTRIERTES FAMILIENBLATT

1933



Ein Mann — ein Volk

In Begeisterung und Einmütigkeit stellte sich der gesamte Reichstag und damit das ganze deutsche Volk hinter seinen Kanzler Adolf Hitler, als er in seiner mit ungeheurer Spannung von aller Welt erwarteten, im Rundfunk begierig mitgehörten Rede noch einmal nachdrücklich die völlige Gleichberechtigung für Deutschland verlangte, dabei aber den unbedingten Friedenswillen Deutschlands aufs stärkste betonte

Scherl-Aufnahme für die „Gartenlaube“



Siegfried Schütze

37000 Kilometer auf dem Fahrrad

6. und letzter Reisebericht: aus Bolivien und Peru

Ein Rohrsegelkanu, von Indianern verfertigt, auf dem Titicacasee (3800 m), der etwa so hoch liegt wie das Matterhorn

Rechts: Potosi (4100 m), die höchste Stadt der Welt. Hinter dem Regierungsgebäude erhebt sich der 5000 m hohe Silberberg

Unser Mitarbeiter Siegfried Schütze erzählte in Heft 1 von seiner Radreise durch Spanien und Nordafrika, in Heft 5 von seinen Abenteuern in Uruguay und Paraguay, in Heft 8 von seiner Fahrt durch Brasilien, in Heft 11 von seinen Erlebnissen in Argentinien und den Anden und in Heft 17 von seinen Wanderungen in Chile. Wie in den 5 ersten Berichten hat der Verfasser auch seine Schilderung der interessanten Staaten Bolivien und Peru durch meisterhafte Photos ergänzt. Mit diesem Bericht schließen wir die Südamerikafahrt des Verfassers.

Die Schriftleitung

Was für stachelig aussehende bauchige Stücke lädt man hier den Tieren auf den Rücken? fragte ich mich, als ich, am frühen Morgen bereits ausgepumpt, mein Stahlroß der Station



Ascotan — Paßhöhe 4100 Meter — zuschob. Die Lamas — ich erblickte diese Tiere zum ersten Male in meinem Leben — sahen aus wie große Ziegen mit Kamelhälsen. Sie wurden mit Stricken zusammengedrängt und einzeln nacheinander für die bevorstehende Tagesreise beladen. Ihre Lasten bestanden, wie mir der bolivianische Treiber mitteilte, aus getrocknetem Gebirgsmoos,

das in dem baum- und strauchlosen Hochland kostbares Brennmaterial bedeutet. Jedes Lama bekam, auf beide Seiten verteilt, vierzig Kilo aufgepackt. Mutet man ihm ein zu schweres Gewicht zu, so wirft sich das Tier einfach um oder erhebt sich überhaupt nicht; aber mit angemessener Last legt es auch bei glühender Sonne vierzig bis fünfzig Kilometer täglich zurück durch Salzwüsten und Gebirge, und zwar manchmal tagelang ohne Nahrung und Wasser. In diesem vegetarischen Bruder hatte ich also mal wieder ein Beispiel an Ausdauer und Geduld!

Warum aber die Lamatreiber ihre Gesichter samt den Ohren mit wolldeckenartigen Hüllen verummten, so daß nur noch Augen, Nase



In der uralten Indianerstadt Cusco (Peru) weist die Kathedrale prachtvolle Chorgestühle auf, die aus der Zeit der spanischen Eroberung stammen



und Mund herausblickten, sollte ich auch bald erfahren. Schon des Morgens beim Waschen merkte ich, wie scharf die Luft hier in die Haut einschneidet, und nach einigen Tagen enthäutete sich mein Gesicht in der brennenden Hochlandsonne.

Radfahrstraßen gab es hier oben nicht. Über die Anden führten nur schmale Felsenpfade im Zickzack über viele Steigungen. Die Verkehrsrichtung war durch Wagenspuren angedeutet, die sich oft in meilenweiten Salzwüsten verloren, wo grelle Sonnenhitze dem Fremden das Dasein schier unerträglich machte. Erquickend schön aber war die Stunde des Sonnenunterganges, bis die Tagesglut sich rasch in empfindliche Kälte verwandelte.

Die chilenisch-bolivianische Grenze war erreicht. Drei Häuser und das Bahnhofsgelände bildeten die ganze Ortschaft Chiguana. Die Grenzbeamten prüften höflich meinen Paß. Nachtlogis wurde mir freundlichst gewährt. Natürlich wieder „Erdarbeit“: eine Decke am Fußboden, eine zum Zudecken und unter den Kopf ein gerollter Dienstmantel. Aber Essen und Trinken bot man mir reichlich an.

Uyuni, die erste bolivianische Stadt, die ich besuchte, ist auf der Sohle eines früheren Salzsees erbaut. Das Klima ist tagsüber unangenehm heiß und nachts ekkig kalt.

Von Uyuni aus ostwärts änderte sich die Landschaft: Statt durch Salzebenen führte mein Weg jetzt wieder durch Gebirge voll riesiger Kakteen mit Stachelköpfen, weißer Naturwolle und langblättrig roten Blumen. Ihre Stacheln bildeten eine dauernde Gefahr für meine Fahrraddecken. Die vielen Berg- und Talfahrten, die nun auf dem Wege nach Potosí, der höchsten Stadt Südamerikas, folgten, fielen mir recht sauer in Anbetracht der steinigen Wege und des häufigen Aus- und Ankleidens beim Durchqueren der Flüsse, denn Brücken gelten hierzulande für Luxus. Die größte Strapaze aber war es, die luftdünnen Höhen zu überwinden. Bei 4500 Meter und mehr ging mir des öfteren die Puste aus. Auch die Bergkrankheit (hier „Puna“ genannt) ließ sich nur dadurch vertreiben, daß ich oftmals tiefe Atemübungen mit den Armen vornahm und den Siebensekunden-Atem pflegte.

Einen Spätnachmittag lang — die Zunge klebte mir trocken am Gaumen — schob ich mein Rad mühselig bergauf, aber da die

Nacht mit ihrer gewohnten Kälte hereinbrach, mußte ich noch die nächste menschliche Ansiedlung erreichen. Die Sterne erscheinen hier den Augen viel näher als anderwärts; sie leuchten lichtblau in dieser Hochgebirgswelt. Bolivien hat den schönsten Sternenhimmel der Erde. Aber diesmal machte mir die Nacht wenig Freude. Wieder und wieder mußte ich vor Schwäche mein Fahrrad zur Seite legen, um tief Atem zu holen. Und dazu stolperte ich noch über Steine und verlegte mir das Knie, und Kurbeln und Pedale meiner Maschine verbogen sich. Endlich, um zehn Uhr abends, kam ich todmüde in dem 4500 Meter hoch gelegenen Stationsort Agua Castilla an. In einem der Häuser brannte noch Licht. Ich bat höflich um Nachtquartier. Ohne die Tür zu öffnen, gab man mir den Rat, bis zur Station hinaufzugehen. Ich fand sie nach etlichem Suchen im Dunkeln; aber sämtliche Fenster waren geschlossen, und trotz

Im Hochland von Bolivien trocknen die Flußbetten zur Sommerzeit fast ganz aus



Der Kirchturm eines ehemaligen Jesuitenklosters in Potosí (4100 m) ist in dem Stil der spanischen Hochrenaissance erbaut

im Dunkeln; aber sämtliche Fenster waren geschlossen, und trotz

meines Klopens öffnete niemand. Draußen liegen? Bei der Kälte unmöglich. Weitersuchen? Ich stürzte in der Finsternis den Bahndamm hinunter, so daß ich vor Schmerzen laut aufheulte. Da sah ich Gestalten und Lichter bei dem Hause, in dem ich um Nachtquartier gebeten hatte. Stöhnend schleppte ich mich wieder hinunter und bat flehentlich um Aufnahme. Aber was geschah? Der eine der Kerle riß einen Revolver aus dem Gürtel und drohte mir mit Erschießen, falls ich nicht schleunigst das Weite suchte! Es war durchaus ernst gemeint, und so machte ich mich denn mit meinem Fahrrad in Nacht und Kälte eilig davon.

Glücklicherweise erreichte ich dann ein Zinkbergwerk, deren es in Bolivien verschiedene recht abgelegene gibt. Der Betrieb war auch hier eingestellt. Die großen Häuser waren zwar alle erleuchtet, aber keine Arbeiter zu sehen. Doch in einem kleinen Schuppen, aus dessen Schornstein Rauchwölkchen stiegen, fand ich Einlaß. Der Wächter drinnen nahm sich menschenfreundlich meiner an, kochte mitten in der Nacht noch Pellkartoffeln für mich und brühte einen Matete auf. Nachher bereitete er mir ein Deckenlager auf dem Fußboden und heizte fürsorglich den Ofen mit getrocknetem Moos. Am nächsten Morgen — meine Glieder waren noch zerschlagen von den Strapazen des vorhergehenden Tages — kam sein Kollege zur Ablösung und lud mich zum Kaffee ein.

Potosí, 4100 Meter über dem Meeresspiegel, die höchste Stadt Boliviens, war erreicht. Von hier aus haben schon vor Jahrhunderten die Spanier das Silber auf Ochsenkarren in vielen Tagereisen zum Hafen nach Antofagasta geschafft. Auch heute noch holen deutsche und andere Unternehmen das edle Metall aus Potosí wie eine Naturpyramide aufsteigendem Silberberg, dem Cerro Rico. Die Stadt mit ihren vielen Kirchen, Klöstern und reichverzierten Barockportalen der ehemals spanischen Herrenhäuser hat ausgesprochen mittelalterliches Gepräge und erinnert an die Glanzzeit des alten Spaniens. Die großen Baudenkmäler, wie die Kathedrale, der Münzpalast und die alten Regierungsgebäude, sind unter erheblichen Schwierigkeiten errichtet worden. Das Baumaterial mußte in wochenlangen Reisen auf den Rücken der Indianer aus der waldreichen argentinischen Provinz Tucumán bis hierher geschafft werden. Heute noch mutet es den Besucher eigenartig an, in dieser unwirtlichen Gebirgsfelsenwelt, wo weder Baum noch Strauch gedeiht, sondern nur stachelige Kakteen zu finden sind, eine solche Provinzhauptstadt anzutreffen. Der Fremde verträgt die dünne Luft schwer, aber den Einwohnern scheint sie gut zu bekommen; denn sie sehen recht gesund aus.

Mein nächstes Ziel war die Stadt des ewigen Frühlings: Sucre, 2800 Meter hoch gelegen. Hier wehen im Sommer frische Winde,

und im Winter gewähren die Cordilleren Schutz. In diesem gemäßigten Klima gedeihen alle unsere heimatischen Obstsorten, während die tropischen Früchte aus den nahen Tälern durch Indianer auf Eseln heraufgebracht werden. Diese Indianer wirken mit ihren ledernen Landknechtstappen besonders eigenartig auf den Fremden. Ihre Männer und Frauen legen zu Fuß über Höhen und Täler viele Meilen zurück, und währenddessen pflegen sie sich noch zu beschäftigen: Entweder wird die Spinnrolle tüchtig in die Luft geworfen und das grobe Garn gesponnen, oder sie spielen auf einer Flöte oder einer selbst angefertigten kleinen Mandoline, singen wohl auch ihre melancholischen Weisen, die vielleicht noch an die Zeiten ihrer Inka-Urahnen erinnern.

Weiter ging meine Fahrt abwärts zu den fruchtbaren tropischen Tälern. Als die Straße aufhörte und die Treibhaushitze anfang, stellte ich mit Schrecken fest, daß es jetzt durch den Fluß ging, und zwar hundertachtzigmal, um die neunzig Kilometer lange Strecke des Flußtales vom Rio Chico zu überwinden! Aber es half nichts: Das Fahrrad mit etwa vierzig Pfund Gepäck auf den Schultern, durchquerte ich in drei Tagen hundertachtzigmal den reißenden Fluß.

Nach vier Tagen sehr anstrengender Reise gelangte ich in die Stadt Cochabamba. Die gleichnamige Provinz, voll wogender Maisfelder, gilt mit Recht als Kornkammer Boliviens. Eine besondere Sehenswürdigkeit der Stadt bildet der kunstvoll angelegte Schloßpark des reichsten bolivianischen Bergwerkbefizers Simon Patino. Vor seinem Schloß liegt zum Andenken noch der Stein, den er mit seiner Frau als armer Arbeiter benutzte, um das gebrochene Erz zu zermahlen. Ein nach europäischem Muster errichtetes Gutsgebäude mit Mühle, Ställen und Beamtenhäusern grenzt an den Park. Daneben befindet sich auch die Kirche mit dem weißen Marmormausoleum, das sich der heutige Multimillionär selber erbaut hat; den echten Marmor ließ er aus Italien kommen.

Von Cochabamba ging es wieder bergab nach Oruro, 3800 Meter, das seine Entstehung den großen Bergwerken verdankt und heute ein Luftkurort für Lungenkranke ist. Dann kam endlich La Paz, die Hauptstadt des Landes. 3600 Meter hoch, in einer Talmulde gelegen, fast wie ein Schweizer Gebirgsort aussehend. Merkwürdig berührten mich die Offiziere mit ihren dunkelfarbigen Gesichtern in schneidigen deutschen Uniformen. Sie waren äußerst lebenswürdig und zeigten für Deutschland, dem sie indirekt ihre militärische Ausbildung verdanken, regstes Interesse. Herrlich sind in La Paz die Anlagen der Hauptallee, von deren denkmalreichen Plätzen man den von ewigem Schnee gekrönten Illimani sieht, Boliviens heiligen Berg. Ich verdiente in La Paz etwas Geld durch Vorträge und Verkaufen von

Broschüren, gab aber auch wieder viel aus, denn Lebensunterhalt und Wirtschaftsartikeln sind in Bolivien teurer als in anderen südamerikanischen Staaten, die Überseehäfen besitzen. Dafür hat aber Bolivien die bestorganisierte Luftverbindung des Kontinents, die zumeist mit schweren deutschen Flugzeugen betrieben wird.

Reichlich mit neuen Filmpacks versehen, verließ ich die Landeshauptstadt, um einen der altertümlichsten Plätze Boliviens, den Ort Tiachuanaco, mit den prähistorischen Ruinen des Sonnentempels, zu erreichen. Da stand es, das Monolito, das Götzenmännlein, genau so, wie es auf den Briefmarken des Landes abgebildet ist. Beim Herantreten wurde ich erst gewahr, wie riesenhaft dieses steinerne Kunstwerk aus dem Inkareich ist. Das ganze Tempelgebiet war noch gut zu erkennen an den mächtigen Quadern und den hohen Säulen, die die spanischen Eroberer und die Macht der Zeit verschont gelassen haben. Das interessanteste Bauwerk, das aus der alten Tiachuanaco-Kultur erhalten geblieben ist, ist wohl



Eine Lamaherde im Hochgebirge, im Hintergrund die Anden

das Sonnentor, ein Triumphbogen mit pyramidisch edigen, in Stein gehauenen Figuren, das an ägyptische Arbeiten erinnert.

Gegen Ende meiner Reise genoß ich einen erhebenden Natur-
eindruck am Ufer des mächtigen Titicacasees. Über seine tief-
blauen Fluten hinweg streift der Blick in die Ferne zu der Schnee-
bedeckten Cordillere, hinter deren Bergwänden die undurchdring-
liche Welt der tropischen Urwälder liegt. Kunstvoll aus Schilf-
rohr erbaute Indianerfanus führen weit hinaus zum Fischfang,
und mich brachte der Dampfer „Inka“ über das 3600 Meter höher
als der Pazifik gelegene Süßwassermeer in ein neues Land, zu
Boliviens Schwesternation Peru.

Die ganze Nacht segte der Wind Schneeböden unter das
Sonnenfegell des Dampfers über die fast steifgefrorenen Passagiere
der dritten Klasse. Diese eisige Nacht während der zehnstündigen
Fahrt auf den Bogen des Titicacasees, noch dazu in einem süd-
amerikanischen Sommermonat, wird mir stets in Erinnerung
bleiben. Um sechs Uhr morgens erreichten wir den peruanischen
Hafen Puno. Die Zollbeamten waren um diese Zeit noch nicht
verhandlungsfähig; also hieß es warten.

Endlich, um zehn Uhr, stellte sich der diensthabende Zollbeamte
ein, und da mein Rad nicht mehr gut emailliert war, erhielt ich
sogleich die Einreisebewilligung. Nach zwei Wochen Fahrt auf
steinigen Wegen und nach Überwindung von Pässen in 4400 Meter
Höhe erreichte ich die historische Stadt Cuzco (3600 Meter).
Mit ihren Arkadenplätzen, Klöstern und vielen Kirchen aus der
spanischen Kolonialzeit wirkt sie wie ein Baumuseum. Dazu die
Denkmäler der Inkakultur, wie Mond- und Sonnentempel, und
enge Straßen mit riesigen Steinquadern. Eine Sehenswürdigkeit
ist der elfteckige Stein. Er zeugt, ebenso wie andere quadratisch
behauene Steine, von der Geschicklichkeit der Inkas, die schon
vor zweitausend Jahren, trotz ihrer primitiven Werkzeuge, im-
stande waren, Mauern ineinanderzufügen, zwischen deren Ritzen
man bis heute noch nicht auch nur eine Messerspitze zu stecken
vermag.

Macchu Picchu, Überrest einer alten Inkastadt und Festung, liegt
in den schon tropisch wärmeren Gegenden des Urumbambatales,



Die ledernen Kopfbedeckungen der Eingeborenen ähneln der mittelalterlichen
Landsknechtstracht

und das war der nördlichste Punkt meiner Südamerikareise. Hier-
hin, bis zu diesen historischen Ruinen, wollte ich noch vordringen
mit meinem Fahrrad und der Kamera, dann aber zur Küste
eilen. Hinaus aus dieser Cordillerenwildnis!

Fünf Jahre und drei Monate hatte ich in der Fremde aus-
gehalten und war nun dieser stetigen Strapazen müde geworden.
So ging es denn zurück über Cuzco nach Mollendo, dem peru-
anischen Pazifithafen, und dann weiter über Chile und Buenos
Aires nach Europa. Und am 9. Juli 1932 hielt ein echter Ber-
liner Junge, mit stark fremdländischen Sitten und Sprachgewohn-
heiten behaftet und begleitet von seiner treuen Maschine, wieder
seinen Einzug am grünen Strand der Spree, von wo er einst
ausgezogen.

Angestellt mit Prokura

Erzählung aus der Gegenwart von Ilse Brugger-Masbach

Frau Bera Simmer nimmt den Hörer ab, zerstreut und mitten
in Berechnungen. „Zum Donnerwetter! Wenn das Klingeln
bloß mal aufhörte“ . . . Dann aufmerksam: „Wer? Ach, Sie
Fräulein! Was ist denn los? Hansi schon wieder krank? Ein-
undvierzig Grad und Brechreiz? Gleich zu Bett! Ist geschehen?
Gut! Sofort den Doktor rufen! Ich? Nein, ganz unmöglich.
Ich kann jetzt nicht weg. Rufen Sie mich gleich an, wenn der
Arzt da war! Vielleicht noch besser, er soll mich selbst anrufen.
Bitte, sagen Sie ihm das! Ja, ich bin den ganzen Nachmittag
hier zu erreichen. Es kann heute spät werden. Bitte, immer
auf dem laufenden halten! . . . Ja, ja . . . Wiedersehen!“

Und wieder Zahlen und Telephone und Schreibmaschinen-
geklingel. Aber in die Berechnungen Frau Beras schiebt sich
immerfort ein kleines Kinderkörperchen, ein Gesichtchen, in dem
meist nur Augen zu sehen sind. Und eine kleine, fieberheißere
Stimme ruft: „Mami! Mami!“ Sie hat in der letzten Zeit sehr
oft so gerufen und immer dringlicher. Man sollte Hansi vor
Rückfällen hüten, hat der Doktor gesagt. Nun ist der Rückfall da.
Ob das Fräulein genug versteht und ordentlich aufpaßt? Man
kann jetzt nicht drüber grübeln . . . Ultimo . . . Unterschriften
sind zu leisten, Berechnungen weiterzugeben, es ist zu verhandeln,
es geht um gigantische Summen und um schnellste Entscheidungen,
auf einmal wieder nach der langen Stille. Man kann da nicht
weg . . . Oder . . . es wäre der erste Schritt zum Entlassen-
werden.

Herr Bernede stürmt ins Zimmer, Bernede, Chef von
Bernede & Co., Privatbank, großer, alter Kundenkreis, glänzend
eingeführt, Renommee, das nie und unter keinen Umständen ver-
dorben werden darf. Das ist die Meinung dieses kleinen, blassen
Mannes mit der leuchtenden Glaze und den springenden, hüpfen-
den Augen, immer auf der Flucht, immer in Bewegung. Er hat
recht, selbstverständlich . . . Diese Zeit nimmt genug. Man darf

ihr freiwillig-unfreiwillig nicht das geringste zugeben . . .
Halbverquer reitet er auf einem Stuhl, dreht mit bedenklich
schlagenden Fingern die Nummernscheibe des Selbstanschlusses . . .

„Bernede. Bitte ja, gnädige Frau, Ihr Herr Gemahl zu
sprechen? Was??? Nein, ist nicht möglich! Ich muß ihn aber
haben, ich muß eine Auskunft haben. Gnädige Frau, Ihre
Existenz hängt davon ab, jawohl, nicht übertrieben, meine auch
etwas . . . Ja, ja. Wirklich nicht da? Wo denn? Paris?
Seit wann denn? Seit vorgestern . . . Morgen erwarten Sie
ihn? Unmöglich, sag ich, unmöglich, viel zu spät . . . Ja, was
soll man denn da machen? Telegraphieren? Heutige Adresse un-
bekannt? Zum Donnerwetter! Zum Verrücktwerden ist das —
zum Verrücktwerden! . . .“ Er schlägt wild mit den Händen um-
einander. Plötzlich leichtes Aufhellen des Gesichts. „Gnädige
Frau haben doch Generalvollmacht. Bitte, kommen Sie wenig-
stens her, sofort! Wir reden dann weiter. Wann können Sie
hier sein? Viertelstunde? Höchstens, es drängt. Wiedersehen,
gnädige Frau!“

Den Hörer hat Herr Bernede wütend hingeschmissen. Er läßt
seine zu kurzen Arme zwischen den Beinen pendeln und stiert vor
sich hin. Wach, sprungbereit . . .

Wenn ich nur schon Bescheid wüßte, was Hansi macht, denkt
Frau Bera einen Augenblick, und dann sofort: Aber jetzt sollten
sie besser nicht anrufen. Bernede hat eine infame Art, wenn
etwas Privates vorkommt. Und es ist leider Gottes in den letzten
Wochen recht oft „vorgekommen“.

Bernede tanzt den Rest der Viertelstunde wie ein Verrückter
umher, und aus den Brocken, die er hinwirft, kann sich Bera un-
gefähr ein Bild machen, worum es hier geht. Donnerwetter!
Wirklich eine unbehagliche Sache. Wenn Dr. Rantky verweist
ist . . . Ausgerechnet in dieser Situation. Das kann ihn sein
Vermögen kosten, diesen gerissenen Spekulanten und guten Run-

den. Bernedekes Interessen hängen ebenfalls böse mit der Sache zusammen. Viel kann heute keine Bank mehr vertragen. Man weiß nicht, wo der Anfang einer endlosen schiefen Ebene ist, die erbarmungslos bergab geht. Man weiß es nicht . . . Aber . . . er könnte Dr. Ransky heißen . . .

Die junge Frau Ransky ist in ihrer blauen Limousine vorgefahren, ein wenig erschrockenes Kindergesicht, etwas schlecht und hastig gepudert . . . Und gleich noch mal so beunruhigt in der geladenen Atmosphäre des Bankhauses Bernedek & Co. Bernedek macht nicht viel Höflichkeiten. Sie guckt erstaunt und ist das nicht gewohnt . . . Beide verschwinden im Privatkontor. Nach einer Viertelstunde scharfes Telephon: „Frau Simmer, bitte sofort! . . .“ Gerade hatte sie das Gefühl, jetzt müßten sie von Hause anklängen . . . Vielleicht während ich drin bin . . . Sie erhebt sich und geht gerade und energisch in das kleine Klubseßeltzimmer mit dem peinlich geordneten Schreibtisch . . .

Der Chef macht bekannt. Dann: „Frau Simmer, bitte, wollen Sie sofort mit der gnädigen Frau nach Hause fahren! Sie ist einverstanden damit, daß Sie den Schreibtisch durchprüfen, damit wir heute abend noch Gewißheit haben und notfalls verfügen können . . . Eine etwas unangenehme Angelegenheit, aber in dem Fall berechtigt. Ich darf Ihnen sagen, daß Dr. Ransky für irgendwelche vorkommenden Fälle Generalvollmacht gab . . . Einen Augenblick, bitte, gnädige Frau! . . .“

Er zieht Vera etwas beiseite, erklärt ihr kurz, worauf es ihm ankommt. „Hören Sie! Gehe es, wie es wolle, Sie müssen heute abend noch den Überblick gewinnen, damit wir, wenn Herr Dr. Ransky vorher nicht zurückkommt, vor der Börse disponieren können. Da er noch verschiedene Auslandsverbindungen hat, ist es ganz unmöglich, aus den hier vorliegenden Daten Klarheit zu gewinnen. Aber ich bin doch so weit orientiert, um zu wissen, daß alles dran hängt, daß wir jetzt ganz klar sehen . . .“

„Einen Augenblick!“ sagt Vera. „Ich will mich nur anziehen. Und dürfte ich vielleicht um die Telephonnummer der gnädigen Frau bitten?“ — es ist unangenehm, aber es muß sein —, damit ich sie hinterlassen kann. Ich erwarte einen Anruf von Hause. Mein Junge ist anscheinend ziemlich schwer erkrankt.“

Während Frau Ransky, liebenswürdig lächelnd, die Nummer angibt, fiebert an Bernedek noch alles. „Gut, gut, wenn es Sie beruhigt, Frau Simmer. Aber ich bitte Sie, nur nicht so wichtig nehmen, so kleine Kinder erkranken oft und werden ebenso schnell gesund . . . Unterdessen aber geht die Weltgeschichte weiter und hängt von Augenblicken ab. Jawohl, von Augenblicken“, wiederholt er nachdrücklich. „Ich verlasse mich auf Sie, Frau Simmer, vollständig.“

„Sie können sich verlassen, Herr Bernedek“, sagt Vera im Hinausgehen und hebt stolz den Kopf. Innerlich tut etwas sehr weh, aber sie weiß, daß sie hierfür keine Zeit hat.

Im Wagen sucht sie erste Überblicke zu erlangen, kombiniert, knüpft an, errät. Aber es ist nicht viel zu machen. Die junge Frau ist wenig informiert. Scheu dazu und aufgeregt. Bernedek hat ihr einen wahnsinnigen Schrecken eingejagt . . . Sie sieht sich als Bettlerin und klagt um klein Eva Marie, das Kind. Sie ist sehr hilflos und ungewandt. Spielzeug, denkt die nüchterne Vera Simmer, man sollte dransprechen: „Achtung, zerbrechlich!“ Solche Frauen sind schlimm dran, wenn es anfängt, ihnen schlecht zu gehen . . . Ich habe das auch durchgemacht. Aber ich war doch aus anderem Holz.

Eine elegante Wohnung. Still, ein wenig ausgestorben . . . Ein niedliches, rothackiges Kindergesicht guckt zu einer Tür heraus. „Ja, Süßes, Herzlein, ich hab' keine Zeit jetzt. Nein, geh zu Fräulein!“ Die Tür wird zugemacht und dahinter wildes Geschrei . . . Hansi zu Hause schreit nicht, Hansi wird höchstens leise weinen: Mami . . . Ob das Fieber ihn wieder so schüttelt wie das letztemal? . . .

Frau Ransky schließt die breiten Schubladen des Schreibtisches auf.

Frau Vera bekommt einen tiefen, bequemen Sessel hingeschoben, und die junge Frau sitzt neben ihr, aufgeregt und zerfahren plaudernd. Ein Stückchen himmelblaue Welt tut sich auf, und ein erschrockenes Kindergesicht schaut draus hervor. „Ich weiß, daß es häßliche und schwierige Dinge gibt. Gerhard hält sie mir fern. Gerhard ist überhaupt sehr gut und verwöhnt mich schrecklich. Ohne Gerhard und Eva Marie könnte ich nicht leben, ich glaube wenigstens nicht . . . Aber wenn wir kein Geld mehr hätten, was dann?“ Und sie faßt Frau Vera beim Arm. „Bitte, bitte,

suchen Sie! Meinen Sie nicht, daß es was nützt? . . .“ Und Vera prüft und prüft und sagt mechanisch: „Ja, es wird sicher alles noch klappen . . .“ Aber die eigentlich aufklärenden Schriftstücke fehlen; es ist einfach zum Verriicktwerden . . .

Unterdessen einmal das Telephon. „Herr Doktor? Ja, bitte? Tatsächlich Rückfall? Sie wollen in zwei Stunden nochmal wiederkommen? Halten Sie es für so ernst? Nur Vorsicht? Vorsicht?“ Während sie anhängt, zuckt ein Lachen über ihr Gesicht, ein verzweifelter, verrückter Lachen. Frau Ransky sieht es nicht, Gott sei Dank, sie ist ein paar Minuten hinausgegangen.

Es ist zwischen dem Telephongespräch des Arztes und dem Bernedekes, der anruft: „Sind Sie noch nicht soweit? Nein? Um Gottes willen, beeilen, beeilen! . . . Frau Vera, wenn Sie die Sache in Ordnung bringen, ich kann Ihnen sagen . . . Koste es, was es wolle — es muß gehen! . . .“

Abgehängt. Einen Augenblick schmerzhaftes Gefühl am Herzen: „Koste es, was es wolle . . . Nur nicht mein Kind — nicht mein Kind!“

Also zwischen diesen beiden Gesprächen ist es, daß ihre Hände geübt, auch Geheimfächer zu finden, ein zusammengepacktes Päckchen greifen. Sollten das die gesuchten Papiere sein?

Also dieses Päckchen. Aufgerissen. Wild und auf der Suche. Und plötzlich angeekelt fortgeworfen: Liebesbriefe, richtige kitschige Liebesbriefe aus irgendeinem Provinznest. Von der letzten Woche datiert. „Mein Süßer und mein Goldener! . . .“ Pui Teufel! Sie möchte der jungen Frau sagen: So sieht es aus um dich . . . So . . . Komm heraus, du, aus deiner bunten, glücklichen Welt, um die ich hier mit dem Einsatz meines ganzen Ichs arbeite, sie dir zu erhalten! Komm heraus und sieh, wie anders alles auf einmal wird, wie anders . . .!

Sie hört aber Schritte von draußen. Und halb instinktiv versteckt sie den kleinen Pack in seiner Geheimschublade . . .

Es wäre zuviel jetzt, denkt sie, man muß sie schonen, diese arme kleine Frau . . .

Papiere, Papiere häufen sich. Qualvolles Durcheinander und noch immer keine greifbaren Ergebnisse. Warten, warten, ob das Telephon nicht klingelt . . . Die zwei Stunden sind schon bald herum . . . Was wird der Arzt diesmal finden? . . .

Sie fahren beide auf, als es draußen kurz schließt und träftige Schritte ins Zimmer kommen . . . „Ranu, was ist denn hier los? Donnerwetter!“

Herr Dr. Ransky steht in blendendem Licht, ruhig und gemächlich gegen die abgehezten und aufgeregten Frauen. „Was gibt's denn hier?“

Die junge Frau schreit glücklich auf und fliegt ihm um den Hals. Widerlich! denkt Vera und starrt verbissen vor sich hin . . . Das liebenswürdige, verbindliche Gesicht des Dr. Ransky ist wie eine Maske, und man müßte sie herunterreißen und zeigen, was drunter steckt . . . Bitte, nein, ich sitze hier, Angestellte der Firma Bernedek & Co., in leitender Position mit Prokura. „Sie wissen, was das bedeutet“, hat Herr Bernedek sehr feierlich gesagt, als es zu diesem gewichtigen Schritt in seiner Geschäftsgebarung kam.

„Kinder“, lacht Dr. Ransky sehr formlos und gut gelaunt, nachdem sie ihn kurz orientiert hat, „das ist ja allerhand, mir meinen Schreibtisch umzukramen!“ Er denkt anscheinend augenblicklich gar nicht an das Päckchen, und wenn auch, es ist in einer sehr guten Geheimschublade . . . Später wird er es an derselben Stelle finden, wo es gelegen hat . . .

„Hat der gute Bernedek was Schönes eingebrockt! . . . Gott, nach dem neuesten Kabel hat er recht gehabt . . . Ich hätte ihn ja noch anklängen können, daß ich die Sache in Paris gleich mitregeln will.“

Großartige Handbewegung in die Brieftasche. „Sehen Sie, Frau Simmer, hier sind die Papiere, die Sie gebraucht hätten . . . Werden wir gleich mal Bernedek anrufen . . .“ Er versinkt behaglich im Lehnstuhl und beginnt ein langes und sehr freundliches Gespräch mit Bernedek . . .

Nun kann ich gehen, denkt Frau Vera. Endlich . . . Nun endlich. Ein Irrtum, eine Nachlässigkeit, sonst weiter nichts, verheerter Herr Dr. Ransky. Sie blickt auf die Uhr. Zehn Uhr abends. Mindestens vier Überstunden. Für nichts. Und Hansi ruft zu Hause: „Mami! Mami!“ mit dem sehnsüchtigen Stimmchen . . .

Ransky's fordern sie zum Abendessen auf. Sie lehnt ab. Nach einigem Hin und Her erklärt Dr. Ransky, er wolle sie nach Hause fahren . . .

Sie sitzt dann still und in sich gesunken in den weichen Kissen, sie ist müde und möchte einen Augenblick ausruhen.

„Ich danke Ihnen!“ sagt Dr. Ransky. „Sie haben mir einen großen Dienst geleistet. Es war liebenswürdig, daß Sie sich so einsetzten für meine Angelegenheiten.“

O bitte, Herr Dr. Ransky! höhnt es in ihr. Sie blickt ihn scharf an. „Es ist immer eine unangenehme Sache, in fremden Schreibtischen und ... Korrespondenzen zu suchen. Ich hoffe, Sie verzeihen mir den Eingriff. Er lag im Beschluß Ihrer Frau Gemahlin und des Herrn Wernecke.“ Sie blickt ihn immer noch an. Bist du nicht doch ein klein wenig rot geworden, Dr. Ransky?

Er hält vor ihrem Haus und reißt ihr die Tür auf. „Es ist schade! Sie sind wirklich eine hübsche Frau, die schönste, die ich seit langem gesehen habe. So etwas sollte nicht in der Bank sein und Männergeschäfte treiben . . .“

„Nein, nein“, sagt sie mechanisch und steigt langsam aus, seine breite, helfende Hand vermeidend. „Sie entschuldigen, wenn ich eilig bin. Oben liegt mein Junge schwerkrank. Aber . . .“ und sie sieht ihn prüfend an, daß er leicht verlegen schaut, „selbst Ihre Geschäfte haben mich nicht so müde gemacht, daß ich mich nicht getraute, um sein Leben zu kämpfen. Leben Sie wohl, Herr Dr. Ransky!“

Pöttges- kanten

Erzählung von Magdalene Kind
Mit Zeichnungen
von F. Desclabissac

Von den Fenstern geht der Blick über die Terrassengärten des freiadligen Konvents mit seinen Rosenhecken. Laubgang und Pergola umflodt Weinlaub wie grünes Feuer . . . ein Rieseln stiebt in der Luft, ein Knistern von sonnentrockenen, glänzendbraunen Blattknospenhüllen — Man saß in der Fensterecke um den Teetisch. Ermüdet vom vielen Sehen, schwiegen die drei Anwesenden. Kordula Kemnaden saß zwischen ihrem Bruder und Konrad Merenberg. — Sie waren in der Spigenausstellung gewesen, die mit schaumzartem Weiß den großen Rathausaal der Kreisstadt füllte. Hier, an der Grenze von Kurhessen und Nassau, gab es in den alten Städtchen viele vergessene Kunst aus jahrhundertealtem Familienbesitzum. Verschollene Schicksale raunten verflohen.

„In diesem Jahr feiert man den vierhundertjährigen Geburtstag des Prinzen Wilhelm von Nassau-Oranien, des Befreiers der Niederlande“, sprach Karl Kemnaden, der das Stadtarchiv verwaltete. „Damals zogen viele Männer aus unserer Gegend mit ihm. Ein Merenberg war unter ihnen und zwei Söhne des Ludwig Kemnaden, der oben in Herborn den Schützenhof besaß.“

Kordula öffnete eine Vitrine, aus der sie alte Spigen nahm. Sie waren vergilbt. Ein Spigenstrang zeigte dunkle Flecken — Blut, um das reine Evangelium vergossen. Kordula bat Konrad Merenberg, das Buch herbeizuholen, in dem die Geschichte seines Vorfahren stand.

Merenberg nahm die Chronik aus dem Wandschrank, las halblaut vor:

„Wilhelm Merenberg schied von Kordula Kemnaden, dem Prinzen von Nassau und Oranien zuzuziehen, den sie den ‚Schweiger‘ nannten, um der gerechten Sache willen — damals, als Brandrauch über den Niederländischen Provinzen wehte und von den Dömen die große Glöde zu den Menschenfeuern rief. Die Spanier nahmen ihn 1569 in Brüssel gefangen. Ein entflohener Geiße brachte die Nachricht. Kordula fand ein Mittel

zur Flucht. Sie wirkte heimliche Botschaft in das Muster einer Spige und sandte das Tuch in seinen Kerker durch einen zuverlässigen Mann, wie sie beide für die äußerste Not verabredet hatten. So kam er frei.“

Kordula hob die alte Spige gegen das Licht. Es waren Antwerpener „Pöttgestanten“, mit dem berühmten Blumenstockmuster. „Ihr könnt es deutlich erkennen — in jedem einzelnen Muster ist ein Buchstabe verborgen — vertraut ihm.“

„Wer war der andere, der sich für ihn opferte?“ fragte Konrad Merenberg.

„Es war sein Bruder. Es heißt, daß er Kordula liebte und sich deshalb opferte. Rasper Merenberg kam spanisch in den Kerker durch eine List. Die Brüder tauschten ihre Kleidung. Wilhelm Merenberg entkam.“

Merenberg legte die Chronik wieder an ihren Platz. „Wußte Kordula, daß er sie liebte?“

„Davon spricht die Chronik nicht.“

„Ob es heute noch Menschen gibt, die fähig sind, ein solches Opfer freiwillig zu bringen?“ fragte Kordulas Bruder.

„Vielleicht doch — vielleicht gerade heute —“ Da sah Merenberg, wie die Hand Kordulas zitterte, als sie jetzt das Spigen-tuch sorglich verwahrte. — Warum zeigte Kordula heute die





alten Spigen und ließ ihn die vergessene Historie lesen? An wen dachte sie?

Er besaß noch einen jüngeren Bruder, Christian — ihm gehörte das Erbteil der Mutter, die Kobaltgruben im Burgwald — aufgelassene Erzschächte, in denen man goldhaltige Gänge vermutete. Christian besaß kein Kapital, um sie auszubeuten — das Vermögen gehörte Konrad. Die Verfügung hatte ihr Vater mit Willen hinterlassen, um den Besitz nicht zu gefährden. — Sein Nachbar Remnaden verkaufte seinen ganzen Besitz, bis auf das Landhaus neben dem freiadligen Konvent, an eine Bergwerkskonzession. Diese geriet in Konkurs, ehe Remnaden die vereinbarte Kauffumme erhalten hatte.

Beide Brüder konnten sich nicht darüber einig werden, ob und was sie etwa gemeinsam unternehmen könnten.

Karl Remnaden füllte die Gläser mit rotem Runkeler. „Wie sagte dein seliger Vater, Konrad, von einem Glas Wein? Es erheitert die Seele und schärft den Verstand.“ Er hob sein Glas. „Wir wollen das Andenken Rasper Merenbergs trinken. Sein Bild hängt dort neben dem Fenster.“

Kordula sah hinüber — sie erschraf, wie sie Konrad Merenbergs Gesicht sah, dessen Ausdruck sich merkwürdig veränderte, als auch er zu dem Bild des Mannes hinausblickte, der sich opferte für eine geliebte Frau —

Er umfaßte das Glas so hart, daß es zerbrach. Blut und Wein färbten das Tischtuch.

Es war nur eine leichte Schnittwunde — aber ein sonderbares Schweigen verbreitete sich unwillkürlich im Zimmer —

Ein leichter Regenschauer pochte gegen die Fenster . . .

Unten in der Halle zündete jemand die Lampe an — ein breiter Lichtstrom, in dem Regentropfen sprühten, floss über den Rasen —

Kordula wendete lauschend den Kopf — lächelte —

Ein Schritt auf der Treppe. Christian Merenberg trat ein. Sein Gruß war laut und froh. Das ganze Wesen dieses Mannes hatte etwas Unbeschwertes, wie Wind und Sonne über den Bergheiden . . .

Scherzend fragte er, als er Konrads verletzte Hand sah: „Für wen hast du gekämpft?“

„Für dich!“

Christian sah ihn betroffen an. „Mit wem?“

„Mit mir selbst.“

Es war nach diesen Worten, als ob das Schweigen im Zimmer eine Stimme bekommen habe und rede —

„Meine Schwester zeigte den alten Spizenträger“, sagte Karl Remnaden, „so kamen wir ins Gespräch — ob es heute noch Menschen gäbe, welche die Kraft zu einem solchen Opfer haben.“

„Ich kenne die Geschichte der Pöttgestanten. Kordula trägt denselben Namen wie jenes Mädchen.“

Unwillkürlich dachte Remnaden daran, daß auch heute wieder zwei Brüder Merenberg um dieselbe Frau warben.

Die beiden Brüder gingen durch den Burgwald nach dem eingestunkenen Stollen, der den Eindruck eines verlassenen Steinbruchs machte. Hier war es heute gefährlich zu gehen —

„Gib acht!“ sagte Konrad zu seinem Bruder, der vorausging. So war es seit ihrer Knabenzeit gewesen, wenn sie miteinander gingen — Christian war immer einen Schritt voraus.

Gestein polsterte in die Tiefe —

„Du sollst achtgeben!“ rief Konrad wieder.

„Laß mich zufrieden!“ lachte Christian ungeduldig.

Im nächsten Augenblick — war es ein rutscher Stein oder wollte Christian mit weit ausholendem Sprung über niedergeschwemmtes Geröll springen — er gab nicht acht, weil er oben an der Lichtung Kordula erkannte, in dem Augenblick glitt er aus!

Konrad faßte zu, um ihn zu halten — aber Christian wehrte sich, weil er die Bewegung mißverstand.

„Halte ihn, Konrad!“ schrie Kordula. Aus ihrem Ruf schrie eine solche Todesangst, daß Konrad Merenberg begriff.

Es wurde ein stummes Kämpfen, ein verzweifelter Ringen.

Kordula mußte das mit ansehen, wie beide Brüder über dem Abgrund miteinander um ihr Leben rangen. Sie suchte, ihnen zu Hilfe zu kommen — vorsichtig, im rutschenden Geröll niedergleitend — bis sie ganz nahe war. Fest klammerte sie sich an einen zähen, tiefwurzelnden Hainbuchenbusch und griff mit der rechten Hand nach Christian Merenberg. „Ich halte dich, Christian, ich halte dich!“

Er taumelte rückwärts — es warf ihn in die Knie — er riß Konrad mit sich auf festen Boden.

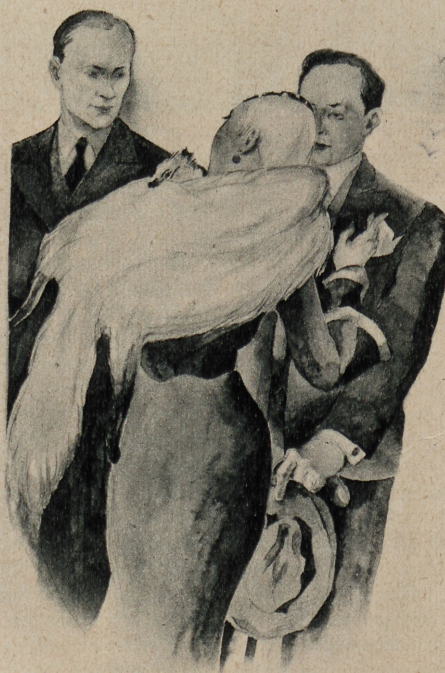
Tiefatmend lehnten sie gegen einen halbgefallenen Baum — die überstandene Todesgefahr ließ sie nun doch schauern —

Der furchtbare Schrecken löste sich bei Kordula in Tränen. Ihre Augen sagten Christian Merenberg, was ihr Mund verschwiegen.

„Ist es dein freier Wille, Kordula?“ fragte Christian laut.

„Sie hat nach dir gerufen, als wir beide in Gefahr waren —“ Konrad Merenberg blickte über die Steinhalden hin. Die Tiefe hat nach uns gegriffen — und in dieser Tiefe liegt unser Glück, liegen Besitz und Reichtum für uns alle. Christian, überlasse mir diese Waldungen um den Stollen! Ich lasse ihren Schlagwert schätzen und zahle es dir aus meinem baren Vermögen. Ich will den Erzschacht ausbeuten, die verlorengegangenen Felder und Waldparzellen zurückkaufen — nicht für mich — Vielleicht empfangen eure Kinder wieder das volle Erbe der Merenberg. So haben die „Pöttgestanten“ doch Glück gebracht. Wir dachten einmal über den wahren Wert des Lebens nach — vielleicht gelingt es mir, den Boden zu schaffen für das Glück deiner Kinder, Kordula.“

Aber Kordulas Gesicht lag ein frauenhafter Ernst. „Unser erster Sohn soll Konrad heißen.“



FRAU von eigenen Gnaden?

ROMAN VON ADELE UDE

Copyright 1933 by August Scherl G. m. b. G., Berlin

Herr Nicolaas van Ekeris erläuterte zunächst, daß es ihm einige Mühe gemacht habe, ihren Aufenthaltsort zu ermitteln, wodurch die ganze Angelegenheit verzögert worden sei. Nun bitte er sie, ihm eine persönliche Unterredung zu ermöglichen. Er sei gern bereit, Sie an ihrem jetzigen Wohnort zu besuchen, da er in einigen Wochen nach Genua reise, um eine neue Indiensfahrt anzutreten. Vorher aber möchte er eine Angelegenheit in Ordnung bringen, die ihm außerordentlich am Herzen liege und die er unbedingt persönlich mit ihr besprechen müsse. Er würde deshalb eigens die Reise durch Deutschland machen. Vorausschicken möchte er schon heute, daß er vor kurzem durch den Tod seiner Mutter erneut in Trauer versetzt worden sei. Und so ahne sie vielleicht, daß es sich um eine letzte Verfügung handle, die den Grund dieses Briefes und der erbetenen Zusammenkunft bilde. Zum Schluß erlaubte sich Herr van Ekeris, auf die Eile des Ganzen hinzuweisen, und bat um eine möglichst baldige Antwort.

Margarete gab sich aus diesem Grunde keiner langen Überlegung hin — um so weniger, als ja eigentlich nichts zu überlegen war. Selbstverständlich mußte sie Herrn van Ekeris die solcherart erbetene Zusammenkunft gewähren. Sie teilte ihm also sogleich ihre Bereitschaft mit und schlug ihm vor, sie in ihrem Hause aufzusuchen. Es bedürfe nur noch einer genauen Mitteilung seiner Ankunft.

Während sie diese Zeilen schrieb, entstand plötzlich draußen im Garten, wo Binzenz beschäftigt war und das Kind in der Sonne spielte, ein lautes Stimmengewirr, das von dem Gefläß des Hundes übertönt wurde. Als Margarete sich zum Fenster neigte, sah sie den alten Verneggen breit und lachend auf den Steinplatten stehen, die den Weg zum Haus bildeten. Mit der linken Hand klopfte er den Hund, der an ihm emporprang; seine Rechte aber lag um den Hals des Kindes, das er dicht an sich gezogen hatte. Binzenz stand vor ihm in seiner blauen Gartenschürze und lachte mit all seinen großen Zähnen, während seine Hände, in Ermangelung einer anderen zärtlichen Betätigung, einander selber umschlossen und rieben.

Margarete aber erhob sich, angesichts dieses beglückenden Wiedersehens, mit erschrockenem Herzen. Sie merkte es wohl: Ihre Stimme klang spröde, mit der sie den Gast ins Haus bat.

„Ich bleibe nicht lange!“ erklärte Verneggen sogleich und hielt seinen großen, alten Hut auf dem Knie, als er sich in der Bohnstube auf die Ofenbank setzte, die er wohl als das Einfachste der ganzen Einrichtung erkannte und deshalb für sich wählte. „Morgen will ich noch einmal hinaus in die Wälder und bleibe einige Tage droben. Aber dann komme ich her und brauche den Binzenz — und auch Ulrike wird wohl wieder mitkommen.“

„Ihr bringt uns da eine schöne Überraschung!“ versuchte Margarete zu scherzen. Aber ihre Stimme machte den Versuch nicht mit, sondern blieb spröde.

Das Kind war einen Augenblick lang verschwunden; dann erschien es unter der Tür und zog sein Sesselfchen nach sich in das Zimmer. Es stellte das kleine, gravitätische Möbel stolz vor seinem Großvater auf. Aber dann setzte es sich nicht hinein, sondern kletterte auf die Ofenbank und rückte neben den Alten. Es schaute ihn von der Seite an, um zu ergründen, was er wohl zu dem Sesselfchen sage.

Verneggen sah eine Weile mit hochgerückten Brauen auf das seidenbepannte Stühlchen und blinzelte dann zu dem Kinde hin. Es schien, als wolle er etwas Spöttisches fragen. Aber dann sagte er doch nichts und schaute die Kleine nur an.

Die großen blauen Augen hielten seinen Blicken ruhig stand, aber dann lächelte der kleine, herbe Mund — fing ganz für sich allein zu lächeln an.

In den Augen des Alten begann es plötzlich zu flimmern. „Bist schon mein Kind!“ sagte er leise. „Sitzt doch lieber neben mir auf der Ofenbank als in dem seidenen Stühlchen?“ Und er nahm die kleine Hand, die ihm am nächsten lag, in seine große Faust und drückte sie fest auf sein Knie.

„Und ich — Ulrike? Mich schaust du gar nicht mehr an?“ fragte Margarete vom Fenster her, wo sie stand.

Das Kind bekam einen roten Kopf. Es war offenbar sehr erschrocken, und nichts fiel ihm ein. Aber es schaute eindringlich zu Margarete hinüber, als sei auch dies schon etwas.

Dem seltsam rührenden Bilde des Alten auf der Ofenbank und des neben ihm sitzenden Kindes vermochte Margarete aber doch nicht lange zu widerstehen. Sie kam rasch näher und strich der Kleinen versöhnt und herzlich über das Haar. „Wir bleiben dennoch gut Freund! Wie, Ulrike? Auch, wenn du wieder heimgehst?“

Die Kleine schluckte erlöst und schien bestrebt, auch ihrerseits großmütig zu sein. „Der Kat soll hierbleiben!“ sagte sie nach kurzer Überlegung. Kat nannte sie den kleinen schwarzen Kater, den Binzenz mit ins Forsthaus gebracht hatte.

„Gut, Ulrike!“ lächelte Margarete. „Kat soll bei mir bleiben! Und wie ist es mit dem Sessel? Den nimmst du doch gerne mit?“

„Das ist nichts für uns!“ antwortete Verneggen an ihrer Stelle. „Den laß nur hier stehen! Wenn du mal zu Besuch herkommst, dann kannst du dich wieder hineinsetzen!“

„Er ist ein Geschenk des Herrn von Plagge“, sagte Margarete leise. „Ihr seht: Eure Abneigung hat sogar einen besonderen Grund!“

Der Alte lachte rau. „Weiß Gott: Mein Scharfsinn freut mich!“

Dann sagte eine Weile niemand etwas. Bis Margarete sich zu der Kleinen hinunterneigte und sie mit einem ablenkenden Auftrag in die Küche zu Binzenz schickte. „Ich habe durch Herrn von Plagge erst von dem traurigen Schicksal Eures Sohnes erfahren. So kann ich Euer Leid wohl verstehen. Aber Plagge selber hat Euch schließlich nichts getan, und ich weiß aus seinem eigenen Mund, wie ihn jenes Verhängnis immer noch belastet . . .“

„Er wird nicht schwer daran tragen!“ lehnte der Alte schroff ab.

„Wir scheint, Ihr solltet den Haß doch begraben und ihn nicht auf ein Sesselfchen ausdehnen, das dem Kinde doch Freude macht, wie Ihr gesehen habt . . .“

„Haß —? Was redest du von Haß?“ fragte Verneggen verhalten. „Könnten wir sie nur hassen, dann gerieten wir nicht immer wieder in ihre Unglück bringende Nähe! Aber kein Verneggen hat je einen Plagge hassen gelernt. Wir hängen an diesen Menschen — von alters her haben wir mit ihnen zu tun gehabt. Hör nur in den Dörfern umher, bei den alten Leuten! Da erhalten sich die Geschichten besser als in den Kirchenbüchern. Da kannst du von Verneggens hören, die schon Plaggesche Burgvögte und Vertrauensleute waren, als ihre festen Schlösser noch standen. Und vielleicht hörst du sogar von einem Plaggeschen Fräulein, das in alten Kriegzeiten heimlich mit einem Verneggen davongegangen. Du magst über die alten Geschichten lächeln — aber du wirst ihrer so vielen begegnen, daß du wenigstens daraus erkennst, wie die Verneggens nicht loskamen von den Herren auf Plagge. Immer wieder liefen die Fäden hinüber. Es ist nicht immer zum Glück unserer Familie gewesen, die doch vor Jahr-

hundertsten einmal zu den angesehensten der Gegend gehört hat. Aber nie hat ein Verneggen einen Plagge hassen können — sogar der eine nicht, der wohl am meisten Grund dazu gehabt hätte: sogar der Förster nicht, dein Vater!“

„Mein Vater? Was weißt du von ihm?“

„Dein Vater hat nicht einmal den hassen können, der ihm die Frau genommen! Denn sein Glück war der Wald, die Herrschaft — nicht die Frau. Auch deine Mutter war eine geborene Verneggen; es war eine Verwandtenheirat, die von der Familie angestiftet wurde, aber beiden wohl kein rechtes Glück gebracht hat. Nicht, weil ihn die Frau betrogen, griff der Förster zu seiner Flinte: Es war der Betrug des Herrn, den er nicht überwand... Aber wir kommen zu weit. Ich wollte dir nur sagen: So blind hingen die Verneggens an den Plagges. Auch mein Sohn tat es nicht anders, als in ihren Dienst zu treten, und auch ihm wurde es zum Verhängnis. Sollte es nun nicht endlich genug sein? Sollen wir ihnen nicht wenigstens aus dem Wege gehen, wenn wir sie denn nicht hassen können? Das meinte ich!“

Nein: Hassen können wir sie nicht — das hab' auch ich erlebt! dachte Margarete. „Ich glaube“, sagte sie leise, „im Grunde fühle ich genau wie Ihr.“

Verneggen antwortete nichts mehr darauf. Er saß noch eine Weile schweigend auf der Ofenbank und schaute auf seinen alten, breitrandigen Filzhut, den er auf dem Knie hielt. Dann stand er auf und reichte Margarete rasch und fest die raue Hand. „In den nächsten Tagen komme ich wieder. Laß Ulrike jetzt bei Vinzenz! Das Fortgehen ist so leichter.“

Und wirklich gelang es ihm, mit großen, lautlosen Schritten das Haus zu verlassen, ohne daß die beiden in der Küche es bemerkten. Aber weder Vinzenz noch das Kind schienen betroffen, als sie den Gast nicht mehr vorfanden; ihnen war die Art des Alten offenbar vertraut und verständlich...

Wenn Margarete in den folgenden Tagen das Kind anschaute, so konnte sie ein Vereinsamungsgefühl nicht unterdrücken. Daß Verneggen die Kleine in absehbarer Zeit wiederholen würde, damit hatte sie ja rechnen müssen. Aber daß alle Liebe, die sie dem Kind in diesen Wochen entgegengebracht, so gar kein Gewicht in dem kleinen Herzen besaß — ja, das hatte sie doch tiefer betroffen, als sie sich im ersten Augenblick eingestehen wollte. Wie die Kleine da neben dem Alten auf der Ofenbank gesessen — dieses stumme Bekenntnis einer tieferen Zusammengehörigkeit, das konnte Margarete nicht mehr vergessen. So bekennt sich nur Blut zu Blut — das ließ sich durch keine Gürtlichkeit der Welt erreichen! Sie konnte zwar dem Kind nichts von ihrer Zuneigung entziehen; aber sein Anblick machte sie in diesen Tagen nicht mehr richtig froh. Sie fühlte sich schon wieder ganz allein. Und so versuchte sie, sich restlos mit ihrer Arbeit auszufüllen.

Die Behandlung der Frau Holle hatte jetzt auch begonnen. Zunächst ließ es sich durch die schon vorhandenen freundschaftlichen Beziehungen zu Fräulein Agathe und dem Obersten ohne Aufälligkeit erklären, daß Margarete ein paar Vormittage nacheinander im Hause Holle gewesen war, allerdings zu einer Stunde, wo der Oberst sich mit einigen Freunden am dritten Ort zu treffen pflegte und Fräulein Agathe ihre täglichen Einkäufe in der Stadt besorgte.

Es ließ sich vielleicht auch weiterhin gut so einrichten; aber Margarete hatte eigentlich an diesen Heimlichkeiten wenig Freude. Je länger sie darüber nachdachte, um so ungerechtfertigter erschienen ihr Frau Holles Sorgen. Sie versuchte unwillkürlich, Frau Holle darauf vorzubereiten, daß der Oberst nun endlich eines Tages doch von der Behandlung erfahren müsse. Sie redete der Ängstlichen mit allen Vernunftgründen zu, erreichte allerdings nicht, sie ganz zu überzeugen.

Frau Holle kam immer wieder darauf zurück, daß ihr Mann es sicher nicht ertrüge, zu erfahren, daß eine Bekannte des Hauses, die Fräulein Dr. Verneggen doch sei, einen solch tiefen Einblick in seine Familienangelegenheiten erhalten habe. Sie gab sich vielleicht sogar der Hoffnung hin, daß sie genesen könne und der Oberst gar nicht die gebrauchten Mittel zu ahnen brauche.

Um die ängstliche Unruhe der Patientin nicht zu steigern, mußte Margarete sich fügen. Denn Frau Holle befand sich gerade jetzt in einem Zustand höchster Anspannung, von dem jede Aufregung fernzuhalten war.

Da brachte eines Morgens der Zufall die Lösung: Wie Margarete noch bei der Kranken weilte, hörten beide plötzlich auf der Treppe die Schritte des Obersten.

„Sie müssen ganz still liegenbleiben!“ sagte Margarete ruhig und bestimmt zu der maßlos Erschrockenen. „Ich gehe jetzt hinaus und will versuchen, Ihren Mann abzulenken, oder ihm mein Hiersein ganz natürlich erklären. Überlassen Sie mir die Entscheidung, Frau Holle!“

Sie vermochte wirklich in größter Ruhe auf die Galerie hinauszutreten, die hier oben an den Räumen entlanglief und von der aus man in die Diele hinunterblicken konnte. Der Oberst stand nur wenige Schritte von der Tür entfernt, aus der Margarete jetzt trat. Sie zog die Tür ruhig ins Schloß und sah den Obersten an.

„Fräulein Dr. Verneggen —?“

„Ja, Herr Oberst!“ Sie reichte ihm die Hand und wußte ihn mit einem leichten Druck zu bestimmen, daß er hier nicht weiter spräche, sondern mit ihr hinabginge in die Diele. Aber die sichtbare Erregung des Mannes griff doch immerhin so stark auf sie über, daß es ihr entging, wie wenig auch die Diele zu einer so ernststen Unterredung geeignet war.

Der Oberst blieb aufrecht neben einem Sessel stehen und stützte seine Hand nur leicht auf dessen Armlehne. „Sie waren — als Ärztin — bei meiner Frau?“

Margarete setzte sich ihm gegenüber. „Darf ich Ihnen einige Erklärungen geben, Oberst Holle?“

„Nein — dank! Da ist wohl nichts mehr zu erklären!“

„Denken Sie daran, daß es eine freudige Überraschung für Sie werden sollte!“

Er lachte rau, ohne etwas darauf zu antworten.

Margarete überlegte einen Augenblick und versuchte, sich soviel wie möglich zu beherrschen. „Verzeihen Sie, Oberst Holle! Mag ich Sie auch soviel wie möglich zu verstehen suchen, so hatte ich dennoch nicht diese Haltung von Ihnen erwartet. Denn ich bin doch immerhin hier, um zu helfen!“

„Wie leicht das Wort in Ihrem Munde klingt, wie selbstbewußt! Sie meinen: Wenn Sie daherkommen, eine Krankheit zu bekämpfen, das bedeute ein Helfen? Lassen Sie es sich gesagt sein: Sie mögen eine tüchtige Ärztin sein, aber Sie können kein verdorbenes Leben heilen und keine längst zerrissenen Fäden wieder anknüpfen! Sie bringen nur in neuen Aufruhr, was schwer genug überwunden und zur Ruhe gebracht wurde.“

„Ich kenne meine Grenzen durchaus, Oberst Holle! Aber jeder hat bis an die äußerste Grenze hin zu erfüllen, was in seinen Kräften steht! Was darüber ist, das ist dann Sache des Schicksals. Wenn Sie aber meine ärztlichen Bemühungen für zudringlich erachten und meine Besuche in Ihrem Hause nicht wünschen, dann werde ich mich selbstverständlich zurückziehen.“ Sie hatte nun doch ihre ruhige Haltung verloren und wollte sich erheben.

Da aber trat er rasch zu ihr hin, umspannte ihren Arm und hielt sie in ihrem Sessel zurück. „Was habe ich geredet —? Verzeihen Sie mir!“ sagte er, wie ernüchtert. „Ich finde die richtigen Worte nicht für das, was mich jetzt beherrscht...“ Er saßte sich an die Stirn. „Wie soll ich es nur erklären?“

„Werden Sie vor allem ruhig!“ Margarete hielt unwillkürlich seine Hand noch umschlossen, die sie eben am Aufstehen gehindert hatte.

Sein aufgestörter Blick ließ sich von ihrem klaren Auge festhalten. „Nun wissen Sie also um mein ganzes klagliches Leben?“ flüsterte er langsam. „Sagen Sie nichts darauf — keine klugen, einfachen Worte! Sie wissen ja nicht, wer — Sie für mich sind... Aber nun können Sie es ja erfahren! Ich habe keine Hemmungen mehr zu überwinden. Sie sollen wissen, daß ich neulich, vor Wochen, in Ihrem Hause nahe daran war, Ihnen weit mehr zu gestehen, als ich bereits tat. Was mir aber damals plötzlich meine Haltung wiedergab, das war Ihr Erinnern an mein doch offenbar glückliches Familienleben. Dieses Wort traf mich wie ein Stichwort, das mir augenblicklich meine Rolle wieder zwies: diese Rolle, die ich ein langes Leben nach außen hin gespielt habe. Mein Beruf hatte mir geholfen, mich damit abzufinden, eine klagliche Ehe zu führen; aber mein notwendiger Halt war es, daß die Welt — meine Freunde und Kameraden — nichts davon wußte. Mein Beruf, mein Rang verlangten eine vorbildliche Haltung von mir, und schließlich wurde mir der gute Schein unentbehrlich. Ihn preiszugeben, ihn zu verlieren — dieses Erschrecken hat mich unwillkürlich auch damals bei Ihnen davor zurückgerissen, Ihnen meine ganzen Empfindungen zu gestehen. Nicht außerhalb meiner gewählten Rolle zu geraten — ja, das hat mich daran gewöhnt, auf vieles zu verzichten. Nun aber

haben Sie selber mir die Maske abgerissen — nun brauche ich Ihnen auch das Letzte nicht mehr zu verbergen! Denn Sie wissen ja nun, wie einsam ich bin und daß ich niemand etwas nehme, indem Ihnen alle meine Gedanken gehören. Alles, was durch viele Jahre verschüttet lag, das haben Sie wieder geweckt!“

„Ich will es ertragen, dies anzuhören, Oberst Holle“, sagte Margarete Derneggen leise, nach einem langen Schweigen, während sie den Kopf gesenkt hatte und auf ihre Hand hinabsah, die noch immer von der Rechten des vor ihr Stehenden umschlossen wurde. „Aber Sie werden Ihre Haltung wiederfinden — das glaube und erwarte ich! Mögen Sie auch gegen Ihr Schicksal verbittert sein, so sind Sie doch Ihrer Frau zugetan. Ihre Frau jedenfalls lebt in diesem Glauben. Und wenn Sie ihr diesen Glauben so lange erhalten konnten, dann werden Sie es auch weiterhin vermögen . . . Überschätzen Sie meine Erscheinung in Ihrem Leben nicht! Ich machte wohl nur deshalb einigen Eindruck auf Sie, weil ich eine neue Erscheinung in diesem Städtchen war und etwas von der Welt hereintrug, das belebend und erfrischend wirkte. Vor allem aber denken Sie an Agathe, der Sie ein friedliches Elternhaus erhalten müssen!“

Der Blick des Obersten verschleierte sich. „Agathe —? Ja: Agathe . . . Sie treffen mit einer unbegreiflichen Sicherheit. Agathe —! Für dieses Kind allein habe ich ja alles nur vermocht. Daß sie, deren Mutter nicht meine Frau werden konnte, von der anderen Frau als eigen anerkannt wurde, daß sie als meine geachtete Tochter um mich sein durfte, das hat mich immer wieder an meine traurige Ehe gekettet. Damit Agathe es gut haben sollte, darum zwang ich mich zur Herzlichkeit für die Frau, die mich ja doch um mein wahres Leben betrogen hat. Sie hätte niemals eine Ehe eingehen dürfen — sie mußte das wissen; sie hat mich also betrogen — das Wort habe ich mit Recht gewählt. Aber ich habe ihr verziehen, habe es getragen, als sie meinem Kind eine Mutter wurde — und eine gute Mutter, gewiß. Dieses Haus, das meine Frau erbte, hat sie Agathe bereits vermacht und damit die Zukunft meiner Tochter gesichert. Ich danke Ihnen! Sie haben mich an meine Pflicht erinnert, in letzter Stunde nicht zu verderben, woran ich mein ganzes Leben gewendet habe.“

Margarete erhob sich aufatmend und nahm auch die andere Hand des Obersten. „Ich bin glücklich, daß Sie sich wiedergefunden haben!“ sagte sie bewegt. „Haben Sie mir vorhin die Grenzen vor Augen gehalten, die mir in meinem Helfenwollen gesetzt seien, so ist es nun eine um so größere Befriedigung für mich, daß ich nicht nur als Ärztin in diesem Hause wirken darf, sondern Ihnen durch diese Aussprache eine seelische Krise überwinden half. Es braucht Sie nicht zu belasten, daß ich nun so viel von Ihnen und Ihrem Hause weiß. Ich glaube, es wird nur noch mehr zu einer guten Freundschaft für alle Zeiten beitragen.“

In diesem Augenblick ließ ein dumpfer Laut sie zusammenfahren. Obwohl sie beide ihre äußere Ruhe wiedergefunden hatten, stand ihr Inneres dennoch unter der Nachwirkung der starken Erregung, und so wirkte jenes plötzliche Geräusch ungewöhnlich verwirrend auf sie. Sie schauten beide mit angehaltenem Atem zu der Galerie hinauf, von der jener seltsame Laut gekommen schien, bis Margarete Derneggen eine plötzliche Ahnung durchfuhr . . . Sie riß ihre Hand aus der des Obersten und hastete die Treppe hinauf.

Holle aber vermochte sich nicht von der Stelle zu rühren. In dem Augenblick, als Margarete sich losriß, befahl auch ihn eine Ahnung . . . Aber bei ihm erfolgte nicht die unwillkürliche Handlung: Er stand wie gelähmt. Erst, als Margarete mit erstidter Stimme seinen Namen rief, riß er sich zusammen und ging mit unsicheren Schritten durch die Diele und die Treppe hinauf.



Teilstück aus der Gruppe „Klagende Frauen“ von Peter Terkatz

Auf der letzten Stufe stockte sein Fuß von neuem, gelähmt durch den Anblick, der sich ihm bot: Dicht an dem Geländer der Galerie lag seine Frau, hingefunken, und Margarete Derneggen kniete neben ihr . . . Er konnte keinen Schritt weitergehen — er konnte nichts fragen. Bis Margarete sich tastend aufrichtete und — das Letzte aussprach . . . Da wich er in maßlosem Entsetzen zurück.

Margarete hörte unten noch eine Tür zufallen — dann war es ganz still im Haus. Sie war ganz allein. Sie stützte sich auf die Balustrade und starrte in die Diele hinunter. Neben ihr lag die stumme Frau in einem flüchtig angezogenen Morgenkleid; die Tür des Schlafzimmers stand noch offen.

Es bedurfte keiner Überlegung, um die Reihenfolge des Geschehenen deutlich vor Augen zu haben. Die Frau, erregt durch die vernommenen Schritte ihres Mannes und durch Margaretes Vorhaben, mit ihm zu reden, hatte es im Zimmer allein nicht ausgehalten und sich auf die Galerie hinausgetastet, um selber die Wirkung von Margaretes Erklärung auf ihren Mann zu sehen. So war sie Zeugin von Holles Bekenntnis geworden. Die vorausgegangene Aufregung der ohnedies Herzleidenden und die plötzliche furchtbare Erhellung ihrer Ehe durch die Worte ihres Mannes hatten den Schlag herbeigeführt.

Aber Weiteres ließ sich nicht denken, nicht folgern, nicht fassen — noch nicht. Aus der Gewohnheit ihres Berufs fühlte Margarete nur noch dumpf die Verpflichtung, zu handeln. Sie zwang sich und ging endlich in die Diele hinab, erinnerte sich, wo das Telephon war, suchte im Verzeichnis, irrte über Seiten hin und fand endlich die Rufnummer des Bezirksarztes, der für die Ausstellung der Todesurkunde zuständig war. Sie sprach ihn selber und bat um sein sofortiges Erscheinen im Hause Holle.

Dann ging sie in die Küche zu dem Mädchen, und darauf öffnete sie ein paar Türen, um den Obersten zu suchen. Sie fand ihn endlich in seinem Bücherzimmer. Aber Fräulein Agathe war bereits bei ihm; sie hielt ihren Vater umschlungen und wußte anscheinend schon alles durch ihn.

Margarete ging lautlos wieder zurück und überließ die beiden sich selber. Sie saß irgendwo bis zum Erscheinen des Kollegen. Sie besprach dann ruhig den Fall mit ihm, soweit der einer Erklärung bedurfte. Sie tat noch eine Menge Wichtiges mit klarer

Sammlung, daran sie allerdings nachher kein Erinnern mehr hatte. Sie blieb den ganzen Tag, bis es zu dämmern anfang, im Hause hollen. Aber als sie endlich ging, war ihre Haltung an der äußersten Grenze angelangt . . .

In der Försterei angekommen, überfah sie Vinzenz, der erwartungsvoll im Hausgang stand. Sie überfah die Kleine, die unter der offenen Wohnzimmertür erschien. Sie fühlte nur, daß ihre äußerste Anspannung kurz vor dem Umschlag stand und die ersten Anzeichen einer verhängnisvollen Gegenwirkung bereits da waren.

„Fräulein Dr. Derneggen —!“ hörte sie Vinzenz wie von weit her.

Sie hatte bereits die Treppe erreicht. „Vinzenz —? Ja?“

„Fräulein Dr. Derneggen! Heute morgen war der Meister hier und wollte uns gleich mitnehmen. Das haben wir natürlich nicht befolgen können. Nun warte ich schon den ganzen Tag auf Sie und war fast in Sorge. Es tut mir ja leid, aber wir müssen uns nun gleich verabschieden; denn der Meister erwartet uns bestimmt noch heute abend. Und es fängt schon an, dunkel zu werden.“

„Ihr wollt gehen?“ fragte Margarete. „So? Ihr wollt gehen? Ja — dann gute Nacht, Vinzenz! Gute Nacht, Ulrike! Komm, gib mir die Hand! Ich bin müde . . . Ich will gleich schlafen gehen.“

Auch Vinzenz kam und reichte ihr die Hand. „Aber —“, sagte er betroffen, „Ihre Hand ist ja eiskalt? Sie sind ja krank! Sollen wir doch lieber bleiben?“

„Wie, Vinzenz? Nein — danke! Sie können getrost gehen! Ich bin ganz gesund; ich hatte nur einen anstrengenden Tag . . . Beeilt euch nur, daß ihr noch vor Dunkelwerden heimkommt! Sie brauchen die Haustür nur fest hinter sich ins Schloß zu ziehen — das wissen Sie ja! Dann bin ich gut verwahrt . . . Also: Gute Nacht, ihr beiden!“ Und dann ging sie die Treppe hinauf, und gleich darauf fiel die Tür ihres Schlafzimmers leise hinter ihr ins Schloß.

Vinzenz und die Kleine aber standen noch eine Weile ganz still unten im Hausgang und lauschten hinauf, ob denn wirklich nichts mehr erfolge.

„Ja —?“ sagte der Blonde endlich und schaute die Kleine fragend und ratlos an.

„Gehen wir nun, Vinzenz?“ meinte das Kind.

„Ja, merkst du denn gar nichts, Ulrike?“ Vinzenz war ärgerlich, daß er hier ganz allein entscheiden sollte. „Bist doch sonst so geschickt, befehlst den ganzen Tag herum — und jetzt merkst du nichts? Aber schön: Du hast es gewollt! Ich habe keine Schuld, wenn nachher was ist . . . Also: Komm her! Zieh den Mantel an!“

Ein kleiner Arm war ungeschickt und fand den Armeleingang nicht sogleich. „Vinzenz —?“

„Ja?“

Die kleine Gestalt drehte sich herum, den einen Arm im Mantel, den anderen noch unversorgt. „Vinzenz — ich weiß was!“

„Run?“ Der Blonde neigte sich unwillkürlich hinab, weil die Kleine einen Finger an den Mund legte und etwas Geheimnisvolles ankündigte.

Sie hob sich auf den Beinen und brachte ihren Mund dicht an sein Ohr. Das Gesicht des Blondens verriet größte Aufmerksamkeit und verklärte sich immer mehr unter dem, was die Kleine aufgeregt in sein Ohr tuschelte.

Endlich richtete er sich auf, legte seine Hand anerkennend auf Ulrikes Schulter und schaute ihr staunend in das eifrige Gesicht. „Daß du darauf gekommen bist —! Ja — das tun wir! Ein guter Einfall! Man merkt doch, daß du nur mit geschickten Leuten zusammenbist; das macht dich so findig!“ Er drückte seine Brust unwillkürlich heraus, fuhr sich mit einer bedeutenden Bewegung glättend durch sein langes Haar, das ihm beim Hinabneigen zu der Kleinen über die Augen gefallen war und legte mit viel Umständlichkeit seinen Lodenumhang an.

Kurz darauf verließ das ungleiche Paar behutsam das Haus. Aber der Dachshund konnte sich doch nicht beherrschen und mußte ein paarmal vor Freude bellen, obwohl Vinzenz ihn mit stummen Drohungen beschwor . . .

Margarete Derneggen war, ohne sich ihrer Kleider zu entledigen, erschöpft auf das Bett gesunken. Nicht einen Augenblick länger hätte die innere Anspannung ausgereicht. Es war eine

Erlösung, sich einfach fallen zu lassen, die Augen zu schließen und ohne wirkliches Bewußtsein auf die Wiedertekehr des Willens zu warten . . . Von einem auch nur flüchtigen Schlaf konnte allerdings nicht die Rede sein; es war nur eine Ausschaltung aller Energie.

Aber Margaretes widerstandsfähige Jugend erholte sich schneller, als es ihr vielleicht selber erwünscht war. Die Erschöpfung hatte einen so wohlthuenden Schleier über alles Erinnern und Denken gebreitet; mit der Erholung aber trat alles Erlebte wieder langsam ins Bewußtsein.

Margarete öffnete die Augen. Es war inzwischen ganz dunkel geworden; aber es war sicher kaum mehr als eine Stunde vergangen. Sie erhob sich, schaltete das Licht ein und stand eine Weile un schlüssig, was sie tun sollte. Und verließ dann das Zimmer.

Mit Schlaf brauchte sie nicht zu rechnen. Sie erwog, ob sie nicht wieder fortgehen sollte, um sich draußen in der Nacht stundenweit müde zu laufen. Vielleicht war die Natur das einzige, was jetzt beruhigen könnte? Die Wälder . . . Der Hund sollte mitgehen, daß sie nicht so allein sei.

Aber da fiel ihr ein, daß der Hund ja nicht mehr hier war, daß alle fortgegangen waren. Sie war ja ganz allein. So war es ja immer: Das Ende aller Erlebnisse ist immer das Alleinsein . . . Und dennoch war das Alleinsein nie so gewesen wie heute. Sie hatte doch immer noch ihren Beruf gehabt: den Inhalt ihrer Arbeit, die Zuversicht in die eigene Kraft. Jetzt aber —? Würde sie je wieder diesen düsteren Hohn des Schicksals vergessen? Würde sie je den klaren Glauben an sich selber wiederfinden: den Glauben, daß sie helfen könnte? Helfen . . . Nur jetzt nicht an dieses Wort denken!

Sie hatte im Hausgang das Licht brennen lassen; sie schaltete alle Lampen in der Wohnstube ein. Es war heller, als ihre ermüdeten Augen es ertrugen. Aber die tiefe Stille im Hause lastete weniger durch das viele künstliche Licht.

Sie setzte sich auf die Ofenbank, denn sie fror. Aber der Ofen wurde schon lange nicht mehr geheizt; draußen war es ja Frühling. Als ihr die Kälte der Kacheln bewußt wurde, stand sie fast verlegen auf und ging rasch darüber hinweg. Sie ließ sich in einem Sessel am Tisch nieder, aber der Frost schüttelte sie immer stärker.

Warum quäle ich mich denn? dachte sie verzweifelt. Habe ich nicht Mittel genug zur Hand, um mich diesem Zustand zu entziehen? Ich muß schlafen . . . Und sie erhob sich von neuem, ging in ihr Spechzimmer hinüber, öffnete die kleine Apotheke —

Da fuhr sie zusammen. Das Gartentor fiel draußen ins Schloß, feste Schritte kamen über die Steinplatten des Weges; dann läutete es.

Es ist Holle! durchfuhr es sie. Sie ging zur Haustür und öffnete, ohne zu fragen, wer draußen sei. Da stand sie — Ulrich von Plagge gegenüber.

„Guten Abend, Fräulein Dr. Derneggen!“ sagte er ruhig.

„Guten Abend, Herr von Plagge!“ erwiderte sie betroffen.

„Sie ließen mich rufen, gnädiges Fräulein?“ zögerte er, als sie ihn nicht aufforderte, einzutreten, und überhaupt in einer unbegreiflichen Starrheit an der Tür verharrte.

„Bitte —?“ fragte sie, als habe sie ihn nicht verstanden.

„Ich hoffe, keinem Mißverständnis zum Opfer gefallen zu sein?“ bemerkte er, mit einem Anflug von Unbehagen.

„Bitte, Herr von Plagge, wollen Sie nicht eintreten?“ sagte sie sich. „Ich muß mich erst einmal besinnen . . . Verzeihen Sie! Ich hatte heute einen aufregenden Tag und habe viel anordnen müssen . . .“ Sie strich sich ratlos über die Stirn. „Aber nein: Es ist mir nicht Erinnerung, nach Ihnen geschickt zu haben, Herr von Plagge!“

Er betrachtete sie aufmerksam. „Es ist kaum länger her als eine Stunde, da ließ sich Ihr junger blonder Gehilfe, den ich damals hier im Hause gesehen habe, bei mir melden; die Kleine führte er an der Hand, sogar der Dachshund war dabei. Und er übermittelte mir in durchaus glaubwürdiger Form Ihre Bitte, daß ich sogleich zu Ihnen ins Forsthaus kommen möchte. Ich habe selbstverständlich auch keinen Augenblick gezögert . . .“

„Vinzenz —? Das begreife ich nicht!“ sagte Margarete ratlos. „Ich habe ihm bestimmt keinen Auftrag gegeben. Wie kommt Vinzenz dazu? Aber, bitte, Herr von Plagge, lassen Sie uns ins Zimmer gehen! Setzen wir uns! Ich muß noch einmal

darüber nachdenken, was Vinzenz dazu veranlassen konnte..“

Plagge, längst aufmerksam geworden auf ihr verstörtes Benehmen und die Blässe ihres Gesichts, trat plötzlich zu Margarete und ergriff stützend ihren Arm; denn er bemerkte, wie eine Schwäche sie befallen wollte. „Sie sind ja krank?“ sagte er betroffen. Aber sie raffte sich schon zusammen. „Ich bin nicht krank — obwohl auch Vinzenz das vorhin vermutete!“

„Das meinte auch Vinzenz?“ wiederholte Plagge leise. „Sollte er am Ende deshalb zu mir gekommen sein — aus eigenem Antrieb?“ Er wartete ihre Entgegnung nicht ab, sondern geleitete sie zu einem Sessel hinüber. „Bitte, bemühen Sie sich jetzt um keine Haltung!“ sagte er. „Erholen Sie sich etwas! Ich setze mich zu Ihnen und warte, bis Sie sich wiedergefunden haben.“

Es war ihm in diesem Augenblick ganz bestimmt nicht bewußt, daß er zu einer Ärztin redete, die alle Verhaltensmaßregeln weit besser kannte als er. Aber sie folgte ihm gehorzaam, schloß die Augen und lehnte den Kopf ermattet zurück. Auch ihre Hände ließ sie ihm, die er unwillkürlich umschlossen hielt, weil sie eiskalt waren. Nach einer Weile schrak sie einmal auf.

„Ja — ich bin da!“ sagte er beruhigend.

Und ihre Lider fielen wirklich langsam wieder zu. So saß er lange neben ihr und schaute sie nur an.

Dann fragte sie leise, aber ohne die Augen zu öffnen: „Werden Sie noch etwas bleiben, Herr von Plagge?“

„Das hängt von Ihnen ab“, antwortete er.

„Ja, dann bleiben Sie, bitte, noch! Ich bin nicht krank, aber — „Bleiben Sie ganz ruhig!“ unterbrach er sie. „Sie brauchen mir keine Erklärung zu geben, Fräulein Dr. Derneggen!“

„Bleiben Sie denn auch gern?“ forschte sie, anscheinend nicht ganz befriedigt von dem Klang seiner Stimme.

Es verging eine Weile, ehe er antwortete. „Fräulein Dr. Derneggen: Sie haben mir die Möglichkeit entzogen, mehr als Höflichkeit in meine Worte zu legen.“

Sie errötete. „Ja — das habe ich allerdings“, flüsterte sie. „Aber Sie sollten mich nicht gerade jetzt daran erinnern!“

„Ich will Ihnen doch nicht weh tun — deshalb bin ich nicht hier!“ entgegnete er, unverändert ruhig. „Aber es darf sich nicht wiederholen, daß eine weiche Stimmung uns einander näher bringt, um uns gleich danach um so weiter zu trennen!“

Sie hob langsam den Blick und schaute ihn an. Sein Auge war ganz ruhig, seine Züge waren vollkommen beherrscht. Und Margarete Derneggen erkannte auf einmal, wie sehr sie es gewohnt war, diese Augen aufleuchten zu sehen, die heimliche Spannung seiner Züge zu fühlen und den beziehungsreichen Klang seiner Stimme zu hören. . . . Er hatte sich überwunden — sie erkannte es deutlich; die Blut war verlöscht. Sie hatte ihn verloren. Aber in diesem Augenblick fühlte sie, daß sie nie damit gerechnet hatte, ihn wirklich zu verlieren. Das Feuer hinter dem Berge hatte zu ihrem Leben gehört, seit sie diesem Mann begegnet war. . . .

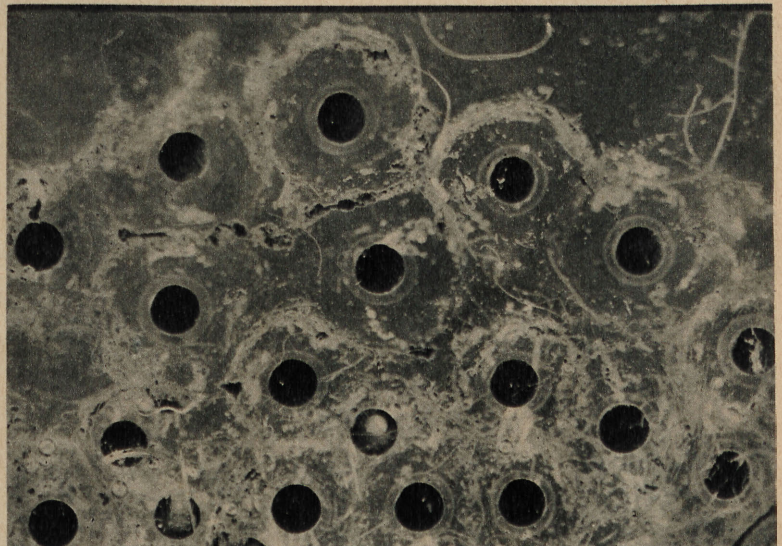
(Schluß folgt)

Der Herr im grünen Rock

Von Dr. Gustav Renker

Mit Aufnahmen von Dr. Otto Croy

Es gehört zu den Frühlingserscheinungen im Gemüte jeglichen deutschen Knabens, Frösche zu fangen. Mir selbst ist es einmal nicht anders gegangen, wenn es lenzte, wenn auf den Weihern und Sumpfgewässern die grüne Algenwelt aus dem modrigen Grunde emporwallte und den hundertsten kleiner Süßwassergeschöpfe Herberge und Nahrung bot. Da zog man dann hinaus mit Netz und Käschchen und fischte planlos, was sich nicht retten konnte. Wasserkäfer, Molche, Ringelnattern und vor allem ihn, den würdigen Herrn mit den ernsthaften Brillenaugen im grünen Frack, den Frosch. Man kann die ersten Maitage, wenn's in Busch und Sumpf zu quaken beginnt, geradezu als den Eintritt einer Froschpsychose in der deutschen Bubenseele bezeichnen. Ich sage absichtlich: in der deutschen Bubenseele. In anderen Ländern betrachtet man den ehrlichen Quaker höchstens vom kulinarischen Standpunkt aus, reißt dem armen Schelm die Hagen aus und läßt ihn so verstümmelt wieder frei und damit elend zugrunde gehen. Die in jedem Deutschen tiefverwurzelte Tierliebe aber läßt das Verhältnis Frosch — Mensch in den ersten Lenztagen idealer wachsen als etwa die gebackene Froschschenkelperspektive in Frankreich. Es ist natürlich auch eine Tierquälerei, wenn Jungens im Banne der lenzlichen Froschpsychose die grünen Hüpfkerlchen fangen und in ein Glas sperren, darin nur ein nüchternes Holzleiterlein steht. Aber wie oft wird nicht ein Tier aus Liebe gequält — man denke nur an die armen Kätlein, die von Kindern, liebevoll ans Herz gepreßt, herumgeschleppt werden. Auch der Frosch im Wasserglas ist ein Opfer der Tierliebe des deutschen Jungen.



Froschlaich unter der Lupe. Um jedes Ei sind dichte Schleimschichten gelagert



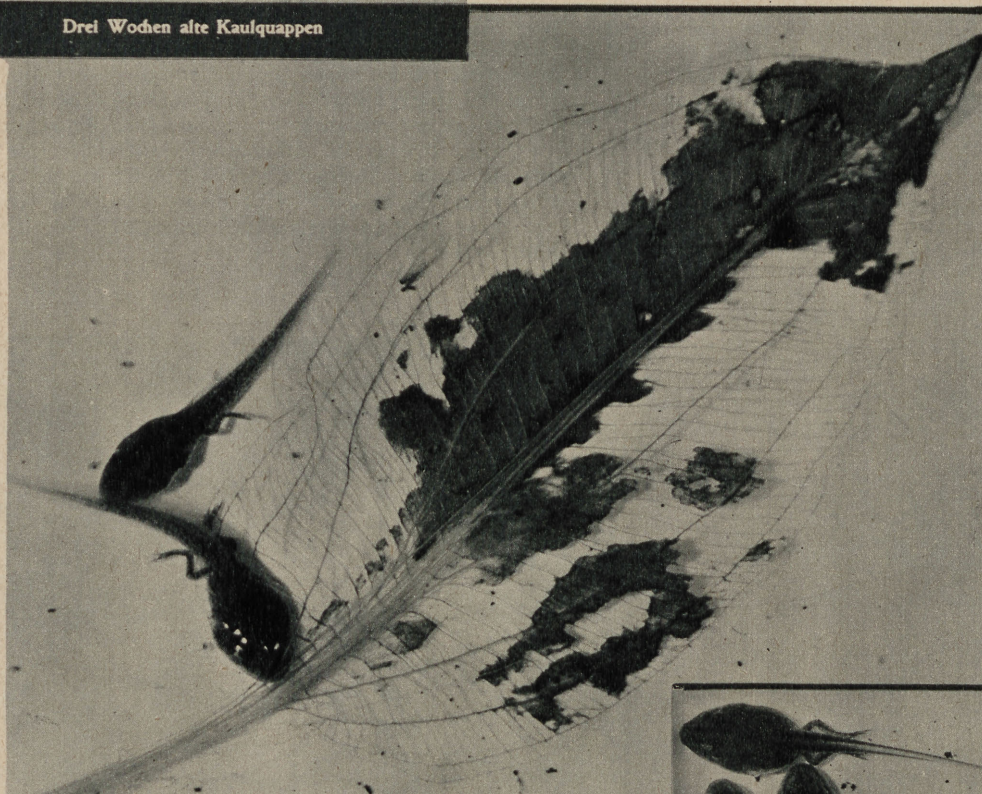
Der Laich ist auf den Grund gesunken, die Krümmung des Körpers ist stark angedeutet — gleich schlüpfen die Kaulquappen aus



Drei Wochen alte Kaulquappen

Im Grunde hat der Bub den drolligen Gefellen furchtbar gern; er gehört zum Frühling, ist dessen Sinnbild genau so wie der fruchtbare Osterhase und die goldleuchtende Primel. Auch der Frosch könnte Symbol der Fülle und Fruchtbarkeit des Frühlings sein wie Hase, Henne und Ei. Denn er ist ebenso eifrig darauf bedacht, seine Art zu erhalten und zu verbreiten, und er hat diesen Eifer, für seine Unsterblichkeit zu sorgen, gleichfalls so nötig wie Mümmelmann, der Vielgehezte und -gejagte. Der Herr im grünen Rock ist nicht allein bei Feinschmeckern beliebt, welche seine zarten Schenkelchen paniert als Delikatesse genießen, sondern er gilt für allerlei Getier im Wald und auf der Heide als Leckerbissen. Alles hat ihn zum Fressen gern, und zwar schon von Kindesbeinen an. Wobei diese Kindesbeine im Froschleben natürlich nur bildlich zu nehmen sind, denn etwas Schwabbeligeres und Knochenloseres als den jungen Frosch gibt es gar nicht. Der Laich erinnert an Kaviar oder Gallerich und ist gar nicht sehr appetitlich.

Jene entdeckungsfreudigen Buben, welche den armen Grünrock heimbringen und im Glase als zweifelhaften Wetterpropheten verstauben, sind immer noch erträglicher als jene, welche sich in ihrem Wissensdurst eine richtiggehende Froschzucht anlegen wollen. Sonderlich die Mütter, empfindsamer in ästhetischen Dingen, haben etwelche Einwände, wenn sie eines Tages in der Waschküschel plötzlich die quabbelige Masse des Froschlaiches



Die Hinterbeine sind da, der Schwanz wird immer länger. Eifrig knabbern die Tiere die weichen Bestandteile eines Blattes auf



Die fertigen Frösche kriechen zum ersten Mal ans Land



Die verschiedenen Entwicklungsstufen der Tiere

finden, und von ihren hoffnungsreichen und naturbegeisterten Sprößlingen dahin belehrt werden, daß es sich da um eine höchst wissenschaftliche Sache handle, nämlich die Entwicklung des Frosches aus den von farblosem Gallert umgebenen Eilein.

In diesem Stadium der frühlinghaft-jugendlichen Froschliebe spricht der Wissensdrang schon ein ernstes, treibendes Wort. Und wenn auch die Waschküschel nicht eben als Zuchtanstalt empfehlenswert ist, so ist die Entwicklung der beliebten Lurche in einem weniger heißen Gefäß, etwa in einem alten ausgedienten Kübel oder Faß, tatsächlich eine belehrende Angelegenheit. Hier kann der Herr Papa, wenn er einigermaßen naturgeschichtlich interessiert und bewandert ist, die tierquälerei Froschpflege im Einsiedeglas sachte auf das lehrreiche

und vielverzweigte Gebiet der Naturbeobachtung überleiten. Allerdings wird es für den Nichtfachmann auf dem weiten Gebiet des so reizvollen und aufschlußreichen Terrarium- und Aquariumsportes nicht ganz leicht sein, die endlich aus dem Laich geschlüpften Raulquappen zu ernähren. Sie stellen zwar schon die Embryogestalt des richtigen Frosches dar, sind aber keineswegs wie dieser mit Mücken, Mehlwürmern und anderen Insekten zufrieden. Im Kübel oder Faß aus dem Laich herangezüchtet, gehen sie bald zugrunde, weil ihnen die winzigen, mikroskopisch kleinen Infusorien fehlen, die ihnen zur Nahrung dienen und an denen das Sumpfwasser überreich ist.

Dafür fehlen allerdings auch die Feinde, denn, wie gesagt: Der grüne Quacker ist so unheimlich beliebt, daß ihn alles fressen will. Sogar schon im Quappenzustand, ehe noch die ersten Beinchen schüchtern aus dem mit einem Schwänzlein versehenen weichen Kugelleib hervorgetreten sind. Fische machen auf ihn Jagd, größere Molcharten, wie etwa der Kammolch, schlucken den armen Quapp, ehe er sich's versieht, und junge Ringelnattern ernähren sich auch gern von ihm.

Der Frosch hat es bei soviel Feindschaft deshalb genau so wie der vielverfolgte Hase sehr notwendig, eine ungemein zahlreiche Nachkommenschaft in diese böse Welt zu setzen, weil er ja damit rechnen muß, daß unter hundert seiner „Kinder“ höchstens fünf oder sechs das würdige Alter und damit den schönen grünen Frack erreichen, welcher Zierde eines ehrsamten, verständigen Frosches ist, wohne er nun als zierlicher Laubfrosch im Gezweige der Bäume oder bevölkere er als größerer Wasserfrosch den Tümpel.

Der eine wie der andere und auch Better Grasfrosch im braunen Kleid auf dem trockenen Lande, sie alle haben das Wasser zur Heimat, und ihr Jugendparadies ist der heimliche Sumpf mit seinen Algen und Schlingpflanzen, mit seiner bergenden grünen Decke der Wasserpest und dem mollig schlammigen Grund, der so schön vor den zahllosen Feinden Schutz gibt.



Ein ausgewachsener behäbiger Frosch beim Mittagmahl

Es wächst ein Schneeweiß Kraut

Ein Mitternachtsgeschichtchen von Käthe Altwallstädt

Gewiß — ich hatte es oft bedauert, daß ich nur in den beiden Borderzimmern elektrisches Licht habe, in meiner Küche aber noch mit Lampe und Leuchter hantieren muß! Aber nun bereue ich es nicht mehr, denn durch mein rosenrotes Leuchterlein habe ich etwas sehr Merkwürdiges erleben dürfen.

Im letzten Sommer war es, daß ich, ganz kurz nach Mitternacht, vom Schreibtisch aufstand und in die Küche ging. Und dort, wo es im allgemeinen doch so prosaisch zugeht, erlebte ich das Wunder: Auf dem ungestrichenen alten Tisch, neben dem weißen Stearinlicht, das ich auszulöschen vergessen hatte, saß mit gekreuzten Beinchen in einem brennend roten Röschchen ein Männlein, das ein gut Teil kleiner war, als man heute die Rissenpuppen näht. Es hatte sein eisgraues Pagenköpfchen in ein welkes, gelbes Händchen gestützt und starrte dabei traumverloren in die Kerzenflamme. Wohl der Wärme wegen hatte das Männlein sein feuerrotes Mützchen abgetan. Jedenfalls lag es, von seinem Besitzer ein Stück entfernt, auf der Tischplatte.

Ja, ich weiß, es war vielleicht nicht nett von mir, daß ich nun schnell und leise vortrat — hinter der halb geöffneten Tür hervor — und die spielzeughafte Kopfbedeckung an mich riß! Es war ein Streich, den ich dem Männchen spielte.

Aber bedenkt: Ich wußte ganz genau wie jedermann aus alten Sagen, daß solche kleinen Wichtelleute nur sichtbar sind, wenn sie ihr Mützchen abgelegt haben, und daß sie sterblichen Augen sogleich wieder entschwinden, wenn sie es aufgesetzt!

Als das Männlein gewahr ward, wie ich mit den Händen auf dem Rücken da stand, während es sein Tarnläppchen mit den Augen nicht mehr finden konnte, da flog ein solcher Schreck und eine solche Verzweiflung über das Greisengesichtchen, daß ich vor Scham ganz demütig sagte: „Gute Nacht, ich störe doch nicht?“

Damit setzte ich mich auch vorsichtig auf den Stuhl neben den Tisch und faltete fest die Hände um das Tarnläppchen.

Sehnüchlich sah der kleine Mann auf meine Finger, doch war er wohl zu stolz, um zu bitten, und sagte nur schwermütig: „Es ist dir befohlen, einen der Geister zu sehen, die eure Menschenhäuser behüten. Du störst mich nicht.“

„Du hütest dieses Haus?“

Die Trauer auf dem kleinen Gesicht wandelte sich in stille Würde: „Ich bin ein Kerzengeist, ein Feuerwächter. Überall da, wo man nachts im Hause ein offenes Licht zu löschen vergaß, wacht ein Kerzengeist und hütet die Flamme. Das ist so, seit es Kerzen auf Erden gibt, und darum sind wir auch ein altes, altes Geschlecht. Aber ihr braucht unsere Dienste wohl bald nicht mehr. Überall habt ihr das neue, das andere Licht.“

„Ja“, gestand ich fast schuldbewußt. „Ich habe auch elektrisches Licht in den Borderstuben. Abrißens, willst du nicht mit nach vorn kommen? Dort ist es schöner. Hier mußt du auf dem harten Tisch sitzen — dort ist ein weicher Polsterstuhl. Hier sind Töpfe — dort sind Bücher . . .“

„Bücher?“ Die Augen des Männchens leuchteten zärtlich-verträumt. „Bücher“, sagte es leise, „sind mir das Liebste. Wie unzähligemal sind die Menschen gerade über Büchern eingeschlafen — und ich kam und hütete ihr Licht . . . Auch hier habe ich oft gelesen . . . vor zweihundert Jahren . . . da hab' ich nachts gelesen . . . bis er eingeschlafen war über dem Licht . . .“

„Wer?“ forschte ich leise.

„Friedrich, der Student! Strahlend wie der junge Morgen kam er her . . . und finster zog er fort . . .“

„Und was war denn sein Unglück?“

„Albertinchen Münzerin!“ sagte der kleine Kerzenhüter leise. „Es muß“, sprach er verträumt weiter, „ein herrlicher Tag gewesen sein, als er sie kennenlernte. Bei einer Verlobungsfeier sah er sie zum erstenmal. Sein Professor hatte ihn dazu eingeladen, als seine Tochter sich entschieden hatte. Rigelius

hieß er. Bei ihm habe ich auch gewacht. Er war reich. Er hatte die kostbarsten Leuchter in der ganzen Stadt. Er hatte auch das schönste Sommerhaus . . . Draußen vor den Toren lag es in einem wundervollen Garten, in dem er fünfundfünfzig Nesselorten zog. Das war Mode, mußt du wissen. Oh, er gab seiner Tochter Florette ein prächtiges, prächtiges Fest, als sie sich endlich verlobt hatte. Mitten im Garten hatte er einen Thron bauen lassen für das neuverlobte Paar. Es war ja nur ein Holzgestell — aber ganz mit goldgelbem Brokat überspannt und mit Girlanden behangen, mit dicken Girlanden — und um die Girlanden hatten sie goldene Seile gewunden . . .“

„Schön muß das gewesen sein!“

„Aber das Schönste war Albertinchen. Im Namen aller liebenden und treugesinnnten Schäferinnen trat sie vor und sprach den Glückwunsch. Rosen hatte sie im gepuderten Haar — und am Schäferstabe Bergißmeinnicht und weißseidene Bandschleifen!“

„Und so sprach sie denn den Glückwunsch?“

Das Männchen lächelte, und mit dem grauen Pagenköpfchen den Takt zum Alexandriner nickend, sagte es halblaut:

„Auch du nun, Jungfer Braut, bist eingeschrieben worden Von Amors kleiner Hand in unsern großen Orden.“

„Gehst es nicht weiter?“ fragte ich, als es schwieg.

„Mehr stand nicht in dem Briefe.“

„In welchem Briefe?“

„Den der Student nach dem Fest an seinen Bruder schrieb. Er war darüber eingeschlafen in der Nacht. Da kam ich zu ihm. Er hatte sich über den Tisch geworfen und schlief mit dem Kopf auf dem rechten Arm — aber so, daß man sein Gesicht sah. Er lächelte im Traume. Er sah so schön und glücklich aus. Es war ihm wohl gar nicht zu Bewußtsein gekommen, daß Albertinchen schon gebunden war.“

„An wen war sie denn gebunden?“

„An den reichen Notar Hannemann! Und das mußte sein. Er hatte ja ihre Eltern gerettet — sie, ihre Eltern, ihre Geschwister, er hatte ja alle miteinander gerettet! Dank muß sein! Was wäre denn geworden ohne seine Bürgschaft — damals nach dem großen Brande, wo das Feuer ihnen das Haus gefressen hatte und das ganze Kaufmannslager? . . . Nein, das konnte er verlangen, daß ihm Albertinchen ihr Jawort gab.“

„Tat sie es denn gern?“

„Sie war es zufrieden — bis zu der Verlobungsfeier — bis zu der Stunde, wo ihr Friedrich, der Student, im Garten des Professors den Schäferstock aufhob mit den weißen Seidenschleifen. Sie hatte ihn in ein Nesselbeet fallen lassen — in ein Bett mit gelb und roth illuminierten Nessel, stand in dem Brief . . .“

„Und wie ging denn das alles aus?“

„Bei Florette draußen im Sommerhause trafen die beiden sich manchmal verstoßen und haderten mit ihrem Los — bis Albertinchen ihn selber bat, er möge die Stadt verlassen . . .“

„Und das tat er auch?“

„Ihr und sich zu Liebe und Leide! In der letzten Nacht habe ich auch noch bei ihm gewacht. Obwohl er gar nicht schlief. Aber aufs Bett hatte er sich geworfen. Und einmal sah ich, daß er weinte! Der stolze, starke Bursch! Und dann stand er noch einmal auf und schrieb an seinen Bruder . . .“

„Was schrieb er denn?“

„Daß sie niemals wieder wahrhaft frohe Menschen werden könnten — weder er noch Albertinchen.“

„Was Albertinchen anbetrifft“, begann ich vorsichtig, „so hat sie wahrscheinlich in ihren Kindern Trost gefunden.“

„Trost“, sagte das brüchige Stimmchen spöttisch-belehrend, „ist nicht Glück.“

Und da fuhr der Kleine auch schon eigensinnig fort: „Sie hat ihn auch nie vergessen. Sie hat noch als Großmutter an ihn gedacht. Ich weiß es.“

„Aha! Sie ist natürlich auch über einem Brief eingeschlafen gewesen!“ meinte ich nun ebenfalls etwas unfreundlicher. „Und du hast dich sofort über ihn hergemacht und ihn aus Neugier studiert.“

Mein Kerzenwächter setzte sich gerade und sprach eifrig: „Sie konnte mir dankbar sein, daß ich kam. Ihre Haubenspitze war schon etwas angefangen, als ich den Leuchter beiseite rückte.“

„Dann freilich war es schon dein Recht, zum Lohn den Brief zu lesen!“ lenkte ich schleunigst ein, denn ich wollte jetzt selber gern wissen, was darinnen gestanden hatte. „Sie hatte wohl an Florette geschrieben, die alte Jugendfreundin?“

„An ihre Tochter hatte sie geschrieben. Der war nach vielen kleinen Mädchen ein Sohn beschert worden. Den sollte sie Friedrich nennen — dem Großen König zu Ehren —, schrieb die Großmutter Albertinchen . . .“

Und das Männchen lachte boshaft.

„Du kannst ja auch recht wenig nett sein!“ sagte ich enttäuscht. „Wenn du wüßtest, wie schwer es uns armen Sterblichen manchmal gemacht ist, ganz aufrichtig zu sein, dann hättest du nicht gelacht über diesen kleinen Winkelzug des Herzens. Nun will ich auch gar nicht mehr wissen, was aus deinem Studenten geworden ist!“

Das Männchen meinte traurig: „Ein Spötter wird aus ihm geworden sein, was sonst? Er schrieb ja doch zuletzt so bitterböse Epigramme!“

Nun war meine Neugier wieder wach:

„Hast du eines behalten?“

„Nein. Von seinen Liebesliedern hab' ich eines behalten:

„Eine Krone will ich nicht!

Ich will dich nur, dich alleine!

Du die Meine, ich der Deine —

Das wär' Jubel! Das wär' Licht —

Eine Krone will ich nicht!

Wärst du nur ein Krönlein wert,

Dürft' ich dich vielleicht erhalten,

Um vergnügt mit dir zu schalten —

Würdest mir vielleicht beschert,

Wärst du nur ein Krönlein wert!

Aber du bist viel zuviel!

Darum wirst du mir genommen,

Und ich darf dich nie bekommen —

Ich, du warst mein liebstes Spiel —

Aber du bist viel zuviel!“

Ich blieb mit dem Herzen an dem Liedchen hängen wie an einem Heckenrosenzweiglein. Erst des kleinen Mannes Stimme riß mich los, als ich sie sagen hörte:

„Rätsel hat er aber auch gedichtet, mein Student. Kannst du Rätsel raten?“

„Warum soll ich keine Rätsel raten können?“

„Dann höre! Was ist das?“

Es wächst ein schneeweiß Kraut, das der Soldate liebt,

Und das ein Vater stolz dem Sohn zum Erbe gibt.

Es wird vor Gold geschätzt und hoch mit ihm geprahlt —

Wie kommt es, daß davor kein Mensch ein Deut dir zahlt?“

„Noch einmal!“ bat ich verwirrt. Mein greiser Gast wiederholte den Vers, und ich dachte grübelnd: Ein schneeweiß Kraut, das der „Soldate“ liebt? Könnte das nicht die blütenweiße Haut eines schönen Mädchens sein? Aber das stimmt doch nicht für die nächste Zeile! Denn ist ein Vater etwa stolz darauf, seinem Sohne einen zarten „Teint“ zu vererben?

„Hast du's raus?“ mahnte der Kerzengeist.

„Nein!“ sprach ich mit tiefem Seufzer und stützte den Ellenbogen auf den Tisch.

In diesem selben Augenblick springt mir auch schon etwas in den Schoß, und ich fühle, wie mir blitzschnell das Tarnkäppchen aus der linken Hand herausgerissen wird.

Überlistet! Überlistet bin ich! Von dem Männchen ist natürlich nicht ein Schimmer mehr zu sehen. Nur vom Brett des geöffneten Fensters her erklingt ein Röcheln.

„Du Strick!“ rufe ich halb lachend, halb verärgert. „Nun sage mir wenigstens die Lösung von deinem Rätsel!“

„Das ist ja gar kein Rätsel!“ lüchelt es vom Fenster her. „Das hab' ich ja nur in der Eile zusammengereimt, um dich zu foppen und um mein Käppchen wiederzubekommen!“

Gar kein Rätsel? Und ich zerbreche mir den Kopf. Ja, auf einmal steigt in mir ein Zweifel auf, ein Mißtrauen: Friedrich und Albertinchen . . . hat er die auch nur in der Eile zusammengereimt, um mich zu überlisten, um mich abzulenken von der Aufmerksamkeit auf das Tarnkäppchen?

Unwillkürlich greife ich nach dem Leuchter, hebe ihn in die Höhe und frage: „Bist du noch da?“ Totenstille.

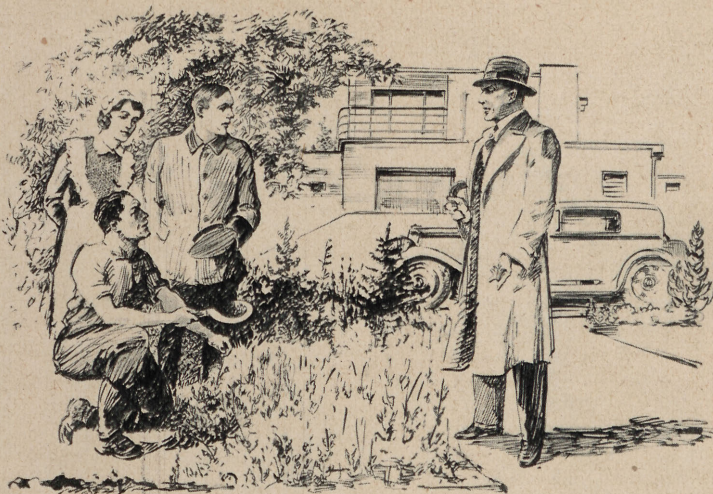
Doch als ich mich umkehre mit meinem Licht, sehe ich, wie vom Hahn der Wasserleitung ein funkelnder Tropfen herunterfällt.

Und der Tropfen erinnert mich so ganz, ganz eigentümlich an eine Träne, daß es mir ist, als hätte vielleicht doch, vor zweihundert Jahren, in dem alten, verschwundenen Hause, an eben dieser Stelle, ein schöner, stolzer, verzweifelter Mensch auf seinem Bett gelegen und leise geweint . . . vielleicht doch!

Dolfi's Schicksalstag

Von Ella Luise Rauch

Mit Zeichnungen von Herbert Jeschke



Im Bordergarten des Herrn Moorerdingen waren um ein längliches Beet seine sämtlichen Leute versammelt. So eben kam auch noch der Chauffeur dazu, um nachzusehen, was es gäbe. Das Beet war mit Athern bepflanzt, einer silberrosa federnden Art, untermischt mit weißen, die einen warmen gelben Kelch hatten und die beide zum erstenmal erblühten. Das heißt, sie hatten geblüht, denn es war keine Blume mehr zu sehen. Die grünen Stauden waren unversehrt, aber mit der kleinen Sichel, die noch da lag, waren dem Beet die Blumenköpfe abgerasiert. Die Frage nach dem Täter brannte in sämtlichen bestürzten Gesichtern; alle wußten, daß der Herr die Anlage sorgsam geschont haben wollte.

Sie suchten Spuren, hoben verstreute Blätter auf, als Moorerdingen, zur Ausfahrt fertig, unter das Portal trat. Sein herrisches gebräuntes Gesicht bekam einen ergrimten Ausdruck. „Wer hat das getan?“

Das eben war die Frage. Die Leute sprachen ihre Vermutungen aus, wobei niemand merkte, daß durch das offene Tor der kleine Rudolf hereinkam, das vierjährige Söhnchen des Hauses. Er schleppte einen Korb hinter sich her und lief, als er alle Leute beisammen sah, eilig auch herzu.

Das Kinderfräulein packte ihn an der Hand. „Wo bist du gewesen?“ sagte sie, nur um etwas zu sagen.

Er machte sich unwillig frei und sagte kurz: „Mutti Blumen gebracht.“ Daraufhin zogen sich die Leute erschreckt zurück, alle hatten das Wort gehört. Die Mutter des Kindes war seit vier Monaten tot, und der Vater — ja, sie wußten alle, daß Moorerdingen bereits in kurzer Zeit eine neue Ehe eingehen wollte.

Die Köchin spähte im Vorbeigehen in den Korb, den das Kind an den Weg gestellt. „Heiliger Gott, der Dolfi war's, Herr Moorerdingen. Da schaun 'S her, im Korb hat er noch ein Restle.“

Der Herr packte das Kind an der Schulter. „Du hast alle diese Blumen abgeschnitten?“

Das Kind sah ihn furchtlos, seltsam kühl an. „Ich hab' Mutti heut' so viel bringen müssen. Herr Zeiner hat gegraben. Die Erde war alle braun.“

Moorerdingen warf einen finsternen, kalten Blick auf das Kinderfräulein, das schon mit zitternden Knien da stand. „Was bedeutet das?“ — Sie hatte das Kind stets laufen lassen, wie es wollte. Der Garten war groß genug, und auch in der Allee konnte es spielen. Zu den Mahlzeiten fand es sich am Wege. Nimmermehr hätte sie jetzt eine Antwort geben können. Die kam auch von anderer Seite. Durch das noch offene Tor schritt ein Mann mit einer Mütze, die ihn als Friedhofsgärtner kennzeichnete. Er trat etwas links auf den Hausherrn zu.

„Nichts für ungut. Ich wollt' melden, daß der Kleine heut' Blumen gebracht hat, wozu er wohl keine Erlaubnis hatte. Er versteht's halt nit. Man sollt' ein weng darnach hinschaun.“ Er zögerte, entdeckte das geschändete Beet. „Ja so, Sie sind wohl grad drauf kommen?“

Moorerdingen verstand nichts von allem, aber ein Unbehagen nach dem anderen kroch ihm über das Herz. „Was wollen Sie — woher kennen Sie das Kind?“ — „Oh, ich kenn' ihn lang, den Buben. Die gnädige

Frau brachte ihn immer mit, wenn sie das Grab des kleinen Bruders schmückte. Da hat er ihr das abgelernt. Nun schmückt er seiner Mutter Grab. Er kommt immer allein. Passieren tut ja auch nichts, er geht nur das Stückle Allee. Ich bitt' halt nur —“

Er verstummte vor dem finsternen, abweisenden Blick Moorerdingens.

„Ich danke Ihnen für Ihre Meldung. Natürlich wird das Kind von jetzt ab beaufsichtigt. Niemand scheint hier davon gewußt zu haben. Was — was wollten Sie noch sagen?“ Merkwürdig unsicher war die Stimme.

„Ich wollt' bitten, daß man dem Kind die Freude nit verdirbt. Er spielt viel an dem Grab, ich passe da schon auf; ich hab' auch Kinder. Der Bub' —“, nun stieg es ihm rot in das erregte Gesicht — „der Bub' hat wohl hier kein Heim.“

Erschreckt über sich selbst trat er ein paar Schritte zurück. Da lief das Kind auf ihn zu. Es meinte verstanden zu haben, daß es um die Blumen ging. „Herr Zeiner, sei du nicht bang'. Es sind jetzt Mutti ihre Blumen, und morgen bring' ich noch mehr.“

Moorerdingen schien leicht erblaßt. Sichtlich gab er sich einen Ruck. „Das ist doch — wir wollen doch nun mal mit Herrn Zeiner zusammen an das Grab gehen, es scheint nötig. Komm, Dolfi!“

Er hieß den Chauffeur warten und nahm das Kind an der Hand, einer recht erdigen Hand. Auch die bloßen Beinchen wiesen die Spuren nasser Erde. Nach einigen Schritten löste sich das Kind. „Ich mag lieber mit Zeiner gehn.“

Da ging Moorerdingen mit seltsam dunklen Gedanken hinter seinem Knaben her. Der hielt vertrauensvoll des Gärtners Hand und befragte ihn mit einer reizenden Dringlichkeit.

Seine Augen hingen an der zierlichen Gestalt. Ein merkwürdig kühler Hauch von Unberührtheit war um das Kind — der war ja um die Mutter auch gewesen. Und er, der Gatte, hatte sich

niemals gemüht, zu ihres Wesens Kern vorzudringen. Sie war ihm zu still und, ja, sie war ihm unbequem gewesen. Immer unbequem. Nachdem das zweitgeborene Kind gestorben, hatte sie sich noch mehr in sich selbst zurückgezogen. Ihre Ehe war eine sehr sachliche. Das war wohl beider Wunsch so gewesen. Wenigstens hatte er stillschweigend angenommen, daß es auch ihr Wunsch so sei. Dann war sie ausgelöscht. Wie eine brennende Kerze, auf die man nicht achtet, von einem unbemerkt kommenden Luftzug ausgelöscht wird. Und es war und blieb eine Dunkelheit auf der Stelle, da sie gebrannt. Aber das Kind hatte sie ja zurückgelassen. Das Kind, das, wie er heute erfuhr, täglich an der Stätte spielte, wo es die Mutter ruhen wußte, und dort, bei ihr, sein Heim aufgeschlagen hatte. Ein fremder Mann betreute es da verstehend.

Er machte eine heftige Bewegung. Das war unerträglich. Das Kind sollte das auf





„Du wirst mich fragen, Dolfi. Nach allem, was du wissen willst.“

Das Bübchen schüttelte erstaunt den blonden Kopf. Abweisend blickte es. „Dich kann man nicht fragen. Nie fragen. Du hast andere Interessen, sagt die Mutti.“

Da war sie, die Vergeltung. Bitter. Er schluckte. Und daß das Kind dies, diese ihm doch unverständlichen Worte, behalten hatte!

keinen Fall mehr tun. Um feinetwillen und auch um der künftigen Mutter willen nicht.

Sie standen vor dem Grab. Scheu streifte sein Gesicht den Gedenkstein. Er suchte an der Bodenfläche. Da lagen ein zarter gestreuter Teppich, die geraubten Asten. Das Kind kniete und strich liebevoll darüber hin. Seine großen ernsten Augen blickten den Gärtner an. „Freut Mutti sich, Zeiner?“

„Sie freut sich. Aber gell, du fragst halt vorher immer, welche Blumen du bringen darfst.“

Plötzlich kniete Moorerdingen an der Erde neben der kleinen Gestalt.

„Die Mutti wußte damals nicht, daß das jetzt anders ist. Du wirst sehen, daß du mich nach allem fragen kannst.“

Des Knaben Augen hingen unverwandt an dem Gärtner. Da wandte er sich und ging. Er fühlte, was dem Vater geschah.

Nun setzte Moorerdingen sich auf die kleine Bank neben dem Grabe, es war eine Kinderbank. Für ihn war keine da. Aber sein Kind stellte keine Fragen. Sondern er, der Verwöhnte, Umworbene, Gleichgültige, saß hier und fragte sein Söhnchen mit scheuer, verstecktester Innigkeit nach seinem kleinen Leben aus.

Das Kind zögerte sehr. Wie langsam fallende Tropfen kamen seine Worte. Erst als es wahrnahm, daß alles, was es sagte, heilig ernst aufgenommen wurde, kam es in ein zartes Plaudern. Es wußte viel von den Blumen und Tieren. Nachdem es noch einmal sehr prüfend den Mann angesehen hatte, der sein Vater war, lockte es Rotkehlchen und Meisen zu sich heran, und sie verrieten durch ihr trauliches Gebaren, wie gut sie das Kind kannten. Moorerdingen wagte nicht, sich zu rühren. Das lebte, das war sein, und er hatte nichts von ihm gewußt!

Den ganzen Tag, während er seine Amtspflichten erfüllte, gingen ihm die feinen, sehnuchtsvollen Worte nach, sah er die ersten suchenden Blicke in dem kleinen Kinder Gesicht.

Am Abend fragte er die Frau, die sich ihm verlobt, wie sie sich das Leben mit dem Kinde wohl gedacht habe.

„Mit dem Kinde?! Aber gar nicht. Wir geben es in ein Institut. Unbequemlichkeiten will ich mir nicht aufhalsen, mein lieber Hubert. Wir wollen leben.“

Zum Erstaunen der Gesellschaft wurde wenige Tage danach die Verlobung Moorerdingens wieder gelöst.

Prinz Johann Moritz von Nassau

der Gründer von Pernambuco

Von Otto Baumgard * Mit Aufnahmen des Verfassers

Raum einem von den Millionen Deutscher, die jemals unser stolzes Luftschiff „Graf Zeppelin“ in Gedanken auf seiner Fahrt nach Südamerika begleitet haben und in ihm die Verkörperung deutscher Tatkraft erblicken, dürfte die Tatsache bekannt sein, daß schon einmal, vor nahezu dreihundert Jahren, ein Deutscher den Weg nach Brasilien fand und dort in hervorragendem Maße Zeugnis ablegte für die glänzenden Eigenschaften deutschen Geistes: Prinz Johann Moritz von Nassau-Siegen, der eigentliche Kolonisator Brasiliens und Gründer seiner damaligen Hauptstadt Pernambuco. Unverdientermaßen ist er in Vergessenheit geraten. Nur am deutschen Niederrhein weiß man noch von ihm zu erzählen; denn ein Menschenalter lang hat Johann Moritz erfolgreich, klug und vorbedacht die brandenburgischen Länder von Cleve, Mark und Ravensberg verwaltet, die ihm vom Großen Kurfürsten zu treuen Händen übergeben waren.

Kein Denkmal von Stein oder Erz weiß von seinen Taten zu melden; aber Zeugen, lebendiger und schöner als der prunkvollste Gedenkstein, bewahren die Erinnerung an sein schöpferisches Wirken: Der Wind, der in den alten Linden der Herzogstadt Cleve rauscht, das Plätschern der Wasserspiele und barocker Brunnen tragen seinen Namen: von

Geschlecht zu Geschlecht. Die ehrwürdigen Alleen und Wälder, die Cleves Umgebung schmücken, sind sein Werk. Als der große Wohltäter dieser Stadt, als ihr eigentlicher Schöpfer, als hervorragende Stütze brandenburgischer Kulturpolitik am Niederrhein ist ihr erster Statthalter in die Heimatgeschichte eingezogen.



Prinz Johann Moritz von Nassau

In der Tradition eines kämpferischen Geschlechts aufgewachsen — er war der Großnichte des niederländischen Freiheitshelden Wilhelm des Schweigers — trat er schon als Sechzehnjähriger in das holländische Heer ein und machte die Feldzüge gegen die Spanier mit. Früh schon mußten sich seine militärischen Fähigkeiten erwiesen haben; denn bei der Belagerung der Festung Schenkenschanz im Jahre 1635 finden wir ihn bereits als rechte Hand seines Bruders Wilhelm, Feldmarschalls des niederländischen Heeres. Hier vor Schenkenschanz am Rhein, unweit seiner späteren Residenz Cleve, lernte Johann Moritz den jungen Kurprinzen Friedrich Wilhelm von Brandenburg, den späteren Großen Kurfürsten, kennen, der in Leiden studierte, vor der Pest nach Arnheim geflohen war und sich dann als Schlachtenbummler dem holländischen Heer angeschlossen hatte. Aber noch ahnte der künftige brandenburgische Statthalter nicht, wie entscheidend diese kurze Zusammenkunft sein späteres Schicksal

gestalten sollte. Noch harrten seiner andere, weltpolitische Aufgaben.

Die Westindische Handelsgesellschaft als machtvoller Exponent holländischer Kolonialpolitik bestellte ihn zum Gouverneur über die den Spaniern in blutigen Kämpfen entriessenen Besitzungen in Brasilien. Am 23. Januar 1637 landete Johann Moriz bei Recife de Pernambuco, am Pernambuco-Riff. Sechs Jahre lang entfaltete er unter ständiger Bedrohung durch die spanisch-portugiesischen Truppen eine bedeutende kolonisatorische Tätigkeit. Neugründung von Städten, Eroberung und Sicherung neuer Landesteile, Verwaltungsreformen und gesetzgeberische Taten legen Zeugnis ab von der ungewöhnlichen staatsmännischen Veranlagung. Dabei erwies er sich gleichzeitig als leidenschaftlicher Förderer der Wissenschaften, der bestrebt war, das von ihm verwaltete Gebiet in weitem Maße der Forschung zu erschließen. Er berief den deutschen Geographen Marktgraf, den Naturforscher Willem Piso, den Astronomen Cralliz, den Baumeister Pieter Post in das Land, ließ Karten des eroberten Gebietes anfertigen, sammelte die Ergebnisse naturgeschichtlicher Untersuchungen in dicken, handkolorierten Folioebänden, die heute die Berliner Bibliothek als seltenen Schatz aufbewahrt, und erbaute sich selbst, unweit der von ihm gegründeten Siedlung Morizstadt, ein künstlerisch ausgestattetes Lustschloß: Boa vista. Morizstadt und Boa vista im Verein mit dem Ort Recife bilden heute die Stadt Pernambuco.

Aber das Direktorium der Handelsgesellschaft, das ohne Verständnis für die schöpferische kulturelle Arbeit lediglich den Verdienst im Auge hatte, bemängelte die wirtschaftliche Ausbeute der Kolonie. Es kam zu einem Konflikt, der mit dem Rücktritt des Fürsten endete. Im Jahre 1644 verließ er die blühende Kolonie, aufs tiefste betrauert von den Eingeborenen, die, wie ein zeitgenössischer Bericht zu melden weiß, die ganze Nacht hindurch weinend und wehklagend am Strand der absegelnden Flotte nachschauten.

Allein nicht lange sollte sich Johann Moriz in seinem Haager Palais, dem jeden Kunstfreund bekannten Mauritshuis des Pieter Post, der verdienten Ruhe erfreuen. Das Vertrauen des Jugendfreundes berief ihn auf den kurbrandenburgischen Statthalterposten. Ein neues Feld eröffnete sich jetzt dem Kriegsmann und Kolonisator. Es galt vor allem in den Clevischen Herzogtümern die Schäden der langen Kriegsjahre zu tilgen und den unterirdischen, aber zähen Kampf der Stände



Der Clever Tiergarten mit den von dem Prinzen angelegten Wasserkünsten



Die Schwanenburg in Cleve zur Zeit der Statthalterschaft des Prinzen
Nach einem Stich von Jakob von Biesen 1653

gegen das Haus Brandenburg zu schlichten. All dies vollzog sich nicht ohne Reibungen. Zuletzt jedoch triumphtierte das diplomatische Geschick des Fürsten, und die Huldbildung der Clever Ritterschaft vor dem Großen Kurfürsten im Schloß zu Cleve, der sagenumwobenen Schwanenburg Lohengrins, krönte sein Werk.

Wichtige diplomatische Missionen außerhalb seiner eigentlichen Amtstätigkeit legen Zeugnis ab für das Vertrauen, dessen sich

der Prinz bei seinem neuen Herrn erfreute. Seiner Geschicklichkeit war das Bündnis zwischen Brandenburg und den Generalstaaten zu verdanken, und er vertrat mit glänzendem Gefolge bei der Wahl Leopolds I. in Frankfurt den Kurfürsten.

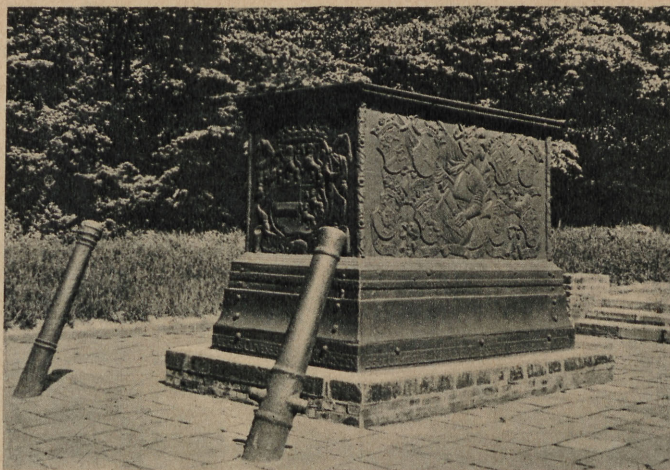
Daneben galt seine unermüdlige Sorge der geistigen und künstlerischen Hebung der ihm anvertrauten Länder. Im Jahre 1655 konnte er die feierliche Einweihung der Universität Duisburg vollziehen.

In Cleve selbst begann er mit dem Bau einer Wasserstraße zum Rhein. An den Abhängen, an die sich die Stadt anlehnt, ließ er nach Plänen Jakob van Kampens, des Baumeisters des Amsterdamer Rathauses, weiträumige Parkanlagen erstehen, die selbst heute noch als Torso von ungeahnter Schönheit sind und es einem begreiflich machen, daß der Herzog von Burgund beim Besuch der Stadt einmal meinte, sein König Ludwig XIV. würde gern 80 000 Livres geopfert haben, wenn er ein ähnliches Gelände bei Versailles hätte erwerben können...

Selbst für den Alternden gab es kein Ausruhen. Er hätte nicht der Sohn seines wildbewegten Jahrhunderts sein müssen, wenn das Kriegshandwerk ihn nicht immer wieder gelockt hätte. So stellt er sich denn aufs neue seiner ersten Wahlheimat Holland zur Verfügung, als Ludwig der Bierzehnte zum Kampf gegen die junge Republik in das Land einfällt. Zum Feldmarschall des holländischen Heeres ernannt, leitet der brandenburgische Statthalter, der mittlerweile siebzig geworden ist, die Verteidigung von Muiden. Im Augenblick der höchsten Not läßt er die Dämme durchstechen und zwingt den Franzosen zur Umkehr. Amsterdam ist gerettet, die wilden, enttäuschten Kriegshorden jedoch überfluten zurückdrängend den Niederrhein und

bringen neue bittere Not. Viele Anlagen, die Johann Moritz zur Verherrlichung seiner Residenzstadt geschaffen hatte, fallen ihnen zum Opfer. Lediglich das Marmorstandbild der Pallas Athene von der Hand des Holländers Artus Quellin, ein Geschenk der Bürgerschaft von Amsterdam an den Prinzen, blieb verschont.

Doch der Kampf geht weiter. Einmal noch steht der greise Feldmarschall dem gefährdeten Condé gegenüber, dann besiegelt der Friede von Nimwegen den Sieg der Generalstaaten über den mächtigsten Monarchen der damaligen Welt. Und den Sieg half ein deutscher Fürst entscheiden. Dieser Augenblick mag vielleicht der schönste im Leben dieses Condottiere gewesen sein, der in der Universalität seines Geistes, in dem Auf und Ab seines Lebens eine Erscheinung von wahrhaft barocken Ausmaßen war und nicht umsonst in dem größten holländischen Dichter jener Zeit, in Joost van Vondel, seinen Sänger gefunden hat.



Das — leere — Grabmal, das der Prinz bei Lebzeiten auf seinem Alterssitz Berg und Tal bei Cleve im Jahre 1663 errichtete

Der Prinz hat den Höhepunkt seiner militärischen Laufbahn nicht mehr lange überlebt. Ein Jahr nach dem Nimweger Frieden, am 20. Dezember 1679, starb er auf seinem Landsitz Berg und Tal bei Cleve, wohin er sich mit seinen Kunstsammlungen und brasilianischen Andenken zurückgezogen hatte. Seine Überführung in die Familiengruft nach Siegen fand ohne alle Zeremonien statt. Den Sarg bedeckte ein schwarzweißes Leinentuch, darauf das Johanniterkreuz. Zu Schiff ging die Fahrt rheinaufwärts bis Köln und von dort in die Heimat. In Berg und Tal bei Cleve aber steht heute noch ein

kunstvolles gußeisernes Grabmal. Hier hatte der Prinz sich schon bei Lebzeiten seine letzte Ruhestätte gewünscht. Wahrscheinlich wurde der Entschluß später aus dynastischen Erwägungen wieder umgestoßen. Das Grabmal ist leer; auf der Stirnseite des Monuments kann man den Wappenspruch des Hauses Nassau-Siegen entziffern: Qua patet orbis — So weit die Erde reicht.

Was denkt die Akademikerin über die Ehe?

Von Dr. Charlotte Meyer

Dies ist eine etwas verzwickte Frage, die sich nicht einfach mit Hilfe des pythagoreischen Lehrsatzes oder einer anderen mathematischen Formel lösen läßt. Der Unterschied, der bei dem „Denken über die Ehe“ zwischen einem „auf Heirat erzogenen“ und einem „auf Beruf ausgebildeten“ Menschen besteht, liegt vielleicht in der Tatsache des „Denkens“ überhaupt. Während das nur häuslich aufgewachsene Mädchen in seiner primitivsten Form ganz einfach „nur heiraten“ will, um Mann, Kinder und eigenes Heim zu haben, während es damit dem Typus des Weibseins durchaus instinktiv und egoistisch genügt, wird die akademisch gebildete Frau — und mit ihr der größte Teil der berufstätigen Frau überhaupt — bei diesem „Sprung ins Ungewisse“ wesentlich überlegamer vorgehen. Sie wird durch anerzogenes Denken, Vergleichen und Kritisieren zu einem selbständigen Urteil einerseits, einer vorsichtigen Skepsis anderseits gezwungen, die das „Wer wagt, gewinnt!“ normalerweise aus ihrer Lebensgestaltung bis zu einem gewissen Grad, der von dem jeweiligen Temperament abhängt, ausschalten.

Zunächst ist für sie die Ehe nicht der Begriff einziger Lebensmöglichkeit. Und wenn sie sich auch ihrer menschlichen Berufung zur Zweifamkeit, ihrer weiblichen Berufung zur Mutterschaft durchaus bewußt ist — vielleicht klarer bewußt ist als das nur auf den Mann wartende nichtberufliche junge Mädchen —, so weiß sie doch hierüber hinaus, daß, wenn sie aus finanziellen, gesundheitlichen oder anderen Gründen eine Ehe nicht eingehen oder vor sich nicht verantworten kann, sie auch als alleinstehendes Wesen sich ein Leben aufzubauen vermag, das nicht in Unzufriedenheit und Überflüssigkeit zu verenden braucht, sondern durchaus lebenswert zu gestalten ist.

Heiratet sie aber, dann besitzen ihre Vorstellungen von einer Ehe den Vorteil, daß sie den Mann ihrer Wahl in den meisten Fällen beruflich kennengelernt hat, d. h. sie kannte schon vor der Eheschließung das Alltagsgesicht, das Berufsgehalt ihres Partners mit all seinen täglichen Nöten, Sorgen, Ärgernissen, mit all seinen Ermüdungs- und Spannungsmomenten. Bei ihrer ethetheoretischen Gleichung wird sie es als wesentlichste Daseinserscheinung in Rechnung stellen, dieses Alltagsgesicht, das — vorher unbekannt — nachher so unendlich viel Enttäuschungen in jungen Ehen hervorruft, die nur den Zauber erster Verliebtheit, die Zuversichtlichkeit umeinander verbender Menschenfinder, die

Losgelöstheit ausgeruhter Sonntage in ihrem Beisammensein kannten.

Ich denke mir, daß diese „Kenntnis der Alltagsgesichter“ vor der Ehe für jeden Menschen die wesentlichste Mitgift für die Ehe ist. Sie allein gibt das Verständnis für so manche Stunden der Müdigkeit, die den Mann nach Geschäftsfluß häufig eine Weile Ruhe sich wünschen lassen. Sie allein läßt die vielen verworrenen Stimmungsmomente begreifen. Sie allein vermag über eine gut gekochte Kartoffel hinaus, über den Zauber der Flitterwochen hinaus die wirkliche Kameradschaft zweier Menschen, die zueinander ja gesagt haben, zu begründen.

Borwurfsvoll höre ich den mahnenden Ausruf guter Hausfrauen alten Stils: „Kind, von der Ehe verstehst du nichts. Die Liebe geht durch den Magen. Und überhaupt: Frauen sollen nicht studieren! Und wenn sie schon studieren, sollen sie nicht heiraten. Kein Mann will eine studierte Frau.“

Wieviel überhebliche und übernommene Voreingenommenheit in diesen wenigen Sätzen liegt! Von meinen „studierten weiblichen Bekannten“ sind prozentual weit mehr verheiratet als von meinen unstudierten. Und diese Ehe verlaufen alle merkwürdig einfach, unpathetisch und glücklich. Bis auf ganz wenige Luxusausgaben sind die Akademikerinnen heute Frauen im besten und weitesten Sinne des Wortes, die genau so gut kochen und nähen können wie ihre Mitgeschwestern, die zu diesem Zweck ein Jahr Koch- und ein Jahr Nähsschule hinter sich haben.

Diese allgemeine Not unter einer großen Menschengemeinschaft hat ihnen weit über das Maß des nur häuslich erzogenen jungen Mädchens hinaus nicht nur bestimmte häusliche Funktionen, sondern das Wirtschaften selbst beigebracht, sie selbständig und umsichtig gemacht. Diese Not hat sie aber auch weit über das Maß häuslicher Gemeinschaft hinaus das freiwillige Entbehren gelehrt und ihnen eine einfache, selbstverständliche Entsagungs-möglichkeit gegeben, die bei der ärmsten Tochter im Hause vergeblich gesucht wird.

Ehe ist ein Stück Leben, ein großes Stück Leben, an dem nicht gedankenlos vorbeigegangen werden kann. Wenn die Haus-tochter für die Ehe erzogen wurde, so hat die Notzeit der Gegenwart seit langen Jahren die Akademikerin für das Leben erzogen. Ich lasse die Frage offen, was wichtiger ist.



Gemustertes Or-
gandykleid mit Hand-
arbeitskrägelchen
Modelle: Emma Bette,
Bud & Lachmann
Aufnahmen:
Cläre Sonderhoff



Rotweißes Musselin-
kleidchen mit hü-
bscher Passe, Puff-
ärmeln und Kragen
aus Tupfenmull



Hellgrünes Flanellkleidchen mit ausgebogter
Randpasse und weißen Pikeeaufschlägen, die
rot umhäkelt werden

Für Schule und Haus



Einfacher Hänger aus kariert
Waschseide mit gesmokten Schul-
tern u. leichter Kreuzstichbordüre



Praktisches Luft- und Spielhöschen aus gemustertem Kretonne

Saure Milch verlängert das Leben

Sie ist sehr leicht verdaulich und wirkt infolge ihrer Milchsäurebakterien ganz ausgezeichnet gegen die Darmfäulnis. Durch Joghurt, Kefir oder andere saure Milch wird der Darm richtig desinfiziert und zur regelmäßigen Entleerung ange- regert, wodurch eine Selbstvergiftung, wie die Verstopfung sie nach sich zieht, ver- hindert wird. Es ist eine auffallende Tat- sache, daß Bewohner in Gegenden, in denen man täglich saure Milch genießt, recht alt werden. Dort sind Hundert- jährige keine Seltenheit. Wer sein Leben verlängern will, esse einfach, mäßig und genieße täglich saure Milch.

Milchflecke

Ein Mittel zur Entfernung von Milch- flecken kann man sich herstellen aus einem Teil gereinigtem Terpentinöl und zwei Teilen Zitrone oder Glycerin. Die Flecken werden mit dieser Lösung ent- fernt und mit warmem Wasser kräftig nachgespült.

Die Behandlung von Linoleum

Linoleum muß wöchentlich einmal mit kaltem Wasser abgewaschen werden. Alle zwei Wochen erfolgt eine Reinigung mit einer Mischung von gleichen Teilen Milch und Wasser, monatlich einmal ein leichtes Einwachsen mit Bohnerwachs und ein Nachreiben mit einem Wollappen oder eine Behandlung mit einem in Lein- öl getauchten Wollappen. Neues Lino- leum behandelt man wie Parkettböden, indem man es täglich mit einem Bohner- lappen abreibt. Zum Auffrischen gibt es verschiedene Mittel. Sehr gut ist eine Mischung aus 1 Teil Palmöl und 18 Teil- en Paraffin, der man 4 Teile Petroleum- kerosin — in Drogerien erhältlich! — zu- setzt. Damit reibt man den Linoleum- belag kräftig ab. Oder man kocht 5 Teile zerkleinertes Wachs in 8 Teilen kochen- dem Wasser, setzt 2 Teile Pottasche hin- zu und kocht alles in 1½ Teilen Wasser. Die Masse wird mit dem Pinsel heiß auf- getragen. Nach zwei Stunden wird das Verfahren wiederholt und das Linoleum darauf glänzend gebürstet.

Umgang mit

Von Luise Reich

Je lebhafter ein Stoff gemustert ist, je dichter und unregelmäßiger die aufgedruckte Blumenstreu, je greller die Punkte und Tupfen, Streifen oder Karos, um so wichtiger ist es, ihnen bei der Verarbeitung einen gehörigen Dämpfer aufzusetzen, damit das Unruhige besänftigt und ein harmonischer Ausgleich geschaffen wird. Das Erfolgsgeheimnis der Kompletts mit dem einfarbigen Mantel oder Jäckchen zum gemusterten Kleide liegt in der dem Auge wohltuenden Beruhigung, die das unruhige Stoffmuster des Kleides durch seine Außenhülle findet. Eine gemusterte Außenhülle zum einfarbigen Kleide, wie sie gegenwärtig von der Mode auch wieder aufgenommen worden ist, hat es, wenschon auf dem Gebiete ganz entzückende Erscheinungen zu verzeichnen sind, den vorgenannten gegenüber entschieden schwerer, die Sympathien für sich zu gewinnen. Ein Beispiel dafür ist auch das Schneiderkostüm, das neuerdings mit Vorliebe die moderne Gegensätzlichkeit zwischen Jacke und Rock ausdrückt. Entschieden schick und fesch ist zum Beispiel die kleinkarierte Jacke zum einfarbigen Rock. Feiner dagegen wirkt die einfarbige Jacke zum karierten Rock (Abb. 1). Sehr gefällig sieht auch ein durchsichtiges, kleines Blumendruckjäckchen zum einfarbigen Sommerkleide aus. Die Durchsichtigkeit des Druckstoffes macht das Blumenmuster unwirklich genug, daß es in solchem Zusammenhange nicht zu stark hervorsticht. So kann zum Beispiel sogar ein Jäckchen aus duftigem, großkariertem Organdy zum einfarbigen Kleide von ausgezeichneter Wirkung sein. Sobald aber der Blumenstoff der Jacke oder des kurzen Mantels keine Durchsichtigkeit besitzt, tritt wieder der Fall ein, daß das umgekehrte Verhältnis: einfarbige Hülle zum blumigen Kleide günstiger in der Wirkung und kleidsamer ist (Abb. 2).

Für den Sommer werden bedruckte Seiden als Kompletstoffe angeboten, die auf gleichem Grunde das gleiche Muster in verschiedenen Größen aufweisen. Ein hellgrauer Crêpe de Chine mit blauen Punkten und ein ebensolcher mit blauen Tupfen in Talergroße wollen beispielsweise zusammengehen. Den Gefallen kann man ihnen mit gutem und mit zweifelhaftem Erfolge tun. Fertigen wir das Kleid ganz aus dem gepunkteten und den Mantel ganz aus dem Talerstoff, ohne etwas beruhigendes Einfarbiges hinzuzuziehen, so wird Unausgeglichenheit und beeinträchtigte Kleidsamkeit des Kompletts die Folge sein. Arbeiten wir aber beide Teile, vom selben Grundgedanken ausgehend, derartig, daß sich am Kleide die beiden gemusterten Stoffe treffen und ein passender einfarbiger Stoff als der Dritte im Bunde für Jacke oder Mantel das Material stellt (Abb. 3), so ist dem Übelstande mit einem Schlage abgeholfen. Leichter ist es natürlich, das geschmackliche Gleichgewicht zu wahren, wenn man nur je einen gemusterten und einen einfarbigen Stoff zusammenstellt (Abb. 4). Zweierlei Muster an einem Anzuge sind eine Klippe. Stets günstig ist dagegen das Wechselspiel des gleichen Musters dunkel auf hellem und hell auf dunklem Grunde (Abb. 5). Solche Austauschstoffe sind auch ohne Hinzuziehung einfarbigen Materials ganz hervorragend für Kompletts geeignet.

Die Schneiderkunst weiß Stoffmuster auf diese und jene Weise abzuwandeln und lebendiger zu gestalten. Bei Streifen wählt man vorzugsweise das Mosaikspiel mit der verschiedenen Fadelage der einzelnen Teile (Abb. 6), bei Karos den Wechsel in der Lage des Musters, bald gerade, bald schräg genommen (Abb. 7), bei allen nur erdenklichen Mustern das teilweise Plissieren, das



Stoffmüstern

in besonderem Grade durch Anwendung der Sonnenplissees die reizvollsten und überraschendsten Mustervariationen hervorzaubert. Alle Streumotive, ob dicht, ob weitläufig gedruckt, lassen noch eine weitere Wandlung des Musters in Gestalt von einzelnen ausgeschnittenen und versetzt wieder aufgenähten Mustern zu. Dabei kann, was die beabsichtigte Zierwirkung anbetrifft, bedauernd viel vergebliche Arbeit geleistet und andererseits mit einem Bruchteil von Mühenaufwand auf den ersten Blick der Eindruck schneiderkünstlerischer Feinarbeit erzielt werden, je nachdem, wie man die Sache anpackt. Jüngst zeigte sich an prominenter Stelle ein hübsches, überaus einfach erscheinendes Sommerkleidchen aus geblütem Crêpe de Chine, dem nicht viel Arbeitsstunden anzusehen waren. Die kleinen Blütenmotive waren ziemlich dicht gedruckt, so daß man nur beim Augenschein aus allernächster Nähe gewahr wurde, daß alle Ränder des Kleides mit ausgeschnittenen und sorgsam wieder applizierten Einzelmustern des Stoffes besetzt waren. Wie leicht hätte sich mit der Riesenarbeit der Applikation stärkste Schmuckwirkung erzielen lassen, wenn man die applizierten Einzelmotive auf einfarbigen Grund gesetzt hätte, vielleicht auf Abschlußblenden, Passenteile und dergleichen. Bei weitläufigem Druckmuster läßt sich jedoch auch ohne einfarbigen Zwischengrund durch stellenweise dichtes Aneinanderreihen der applizierten Einzelmuster beachtliche Zierwirkung erreichen (Abb. 9). Im Verhältnis zum Arbeitsaufwand ist aber bei Anwendung solcher zeitraubender Aufnäharbeit der Effekt fast immer zu klein. Verwendet man die aufgenähten Einzelmuster als Randabschluß, so werden ihrer stets sehr viele benötigt. Gibt man aber einem Kleide, das aus Streumusterstoff und einfarbigem Stoff gemeinsam hergestellt wurde, nur hier und da wenige Einzelmotive auf der einfarbigen Zone, vielleicht dem Oberteil, zu tragen, so kann dadurch im Gegenteil große Wirkung bei kleinem Aufwand erzielt werden, ganz besonders, wenn Tüll als Basis für die Applikation genommen wird (Abb. 10).

Oft genügen schon, was auch bei ganz schlichten Kleidern zur Anwendung kommen kann, aufgenähte kleine Tupfen aus farbigem Kleiderstoff, auf die zu seiner Ausschmückung herangezogene weiße Pikee-, Batist- oder Organdyschleifen gesetzt werden, um dem Ganzen den Ausdruck gepflegter Arbeit zu geben. Die anspruchvollste Abwechslung des Grundmusters im Stoff ist das bei großen Abendkleidern angewendete Aussticken eines Teils der Blumenmuster mit Perlen, die genau den Farbzusammenklang des Druckmusters in Glanz und Schimmer widerspiegeln. Und noch eins: Die Gesellschaftsmode für den Sommer hat eine Vorliebe für große, bunte Blumensträuße, ganz besonders für das zeitlos schöne Kontrastfarbenspiel der Feldblumen. Mit den angesteckten vielfarbigen Sträußen ist es genau so wie mit den applizierten; sie brauchen einfarbigen Grund. Darum befestigt man den Feldblumenstrauß, wenn er schon zum modernen Feldblumenkleide getragen werden soll, nicht mitten im Gewimmel der Blumenmuster, was dessen Unruhe vergrößern und die Schmuckwirkung des Straußes nahezu aufheben würde, sondern man Sorge dafür, daß der Strauß eine einfarbig helle Basis findet, vielleicht in Gestalt einer Passe, wie es Abb. 12 veranschaulicht. Bei der Verarbeitung gemusterter Stoffe erweist sich jedenfalls, wie wir sehen, das Heranziehen einfarbigen Stoffes als bestes Mittel, dem Muster zur Entfaltung seiner vollen Schönheit und Kleidsamkeit zu verhelfen.

Zeichnungen von Ilsabe



Spießig?

Ein Trupp Wandervögel zieht fröhlich plaudernd an einem Dorfwirtshaus vorbei und sieht dort die Bürger hinter ihren Biergläsern sitzen. „Diese Spießer“, sagen sie und freuen sich, daß eine Kluft sie von dieser bürgerlichen Gesellschaft und ihren starren Sitten trennt.

Am Strand eines Ostseebades wandern junge Mädchen, wie es heute üblich ist, in farbenfrohen Strandkostümen, langer weiter Hose und kurzer Jacke. Auf einer Bank sitzen zwei ältere Damen, die mißbilligend ihre Köpfe schütteln und vernehmlich äußern: „Wenn diese Müdel sich doch ein Kleid anzögen, wie es sich gehört.“ „Wie spießig!“, so antworten die jungen Müdel unter sich auf diesen Tadel.

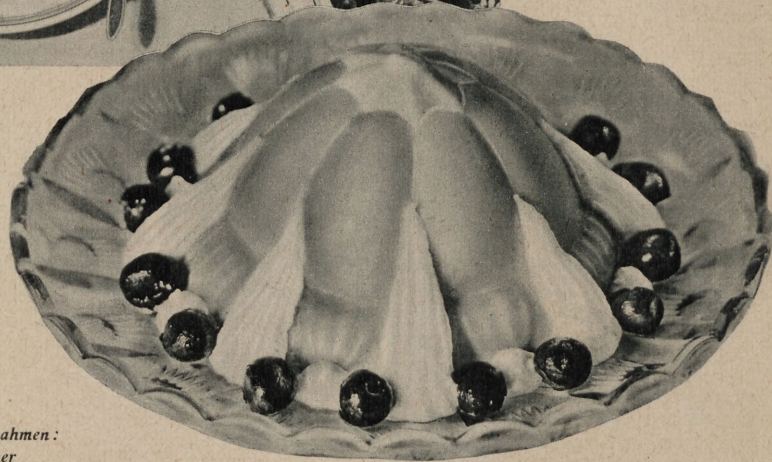
Ja, was bedeutet denn dieser heute so oft und so temperamentvoll geäußerte Ausdruck — „spießig“? Zweifellos hören wir ihn vor allem aus dem Munde der Jugend, und diese wendet ihn mit Vorliebe an auf die Vertreter der älteren Generation, die sich nicht, wie sie selbst, den Wind um die Ohren wehen lassen, sondern kannegießend im Wirtshaus sitzen. Sie beziehen das Wort auf die Älteren, die hoffnungslos am Alten hängen und in allem Neuen Unheil wittern. Solche Menschen nennen sie „spießig“. Ja, was besagt denn dieser Ausdruck letzten Endes? Der Ursprung des Wortes bezeichnet den Bürger, der nur mit dem Spieß bewaffnet ist, im Gegensatz zum Ritter. Auch hier also meint das Wort etwas Minderwertiges. Heute aber geht die Minderwertigkeit, die in dem Ausdruck spießig liegt, in ganz bestimmter Richtung. Es ist das Altmodische, ja, das Überalterte im Gegensatz zum Neuen, es ist das stark Konventionelle im Gegensatz zu dem im eigenen Denken Geprüften. Es ist das Übliche, Landläufige, im Gegensatz zu der persönlichen Lebensnote. Es ist das, was keinen eigenen inneren Wert hat, sondern nur kraft der Tradition gilt. Soweit ist also die gering-schätzige Note des Ausdrucks „spießig“ durchaus berechtigt. Unberechtigt aber ist, daß die Jugend heute vieles so nennt, was weder überaltert, noch nur konventionell ist, und vieles was vollkommenes inneres Recht hat. Diese Jugend macht sich nicht klar, daß es auch konventionell, also im letzten Grunde spießig ist, wenn man alles Alte verwirft und alles Neue beschönigt, und wenn man dieser Wertung durch Unbescheidenheit noch besonderen Nachdruck zu geben sucht. Entbehrt es wirklich jedes Rechtes, ist es lediglich Sache der Konvention, wenn man ungern eine Verunglimpfung dessen sieht, dem man höchsten sittlichen Wert zumißt? Entbehrt es jedes inneren Rechtes, wenn Menschen in der Zeit des Umschwunges auch an alten Kulturgütern hängen?

Gewiß ist niemals etwas nur gut, weil es überliefert ist, ebensowenig ist aber etwas schlecht, nur weil es alt ist. Auf den inneren Wert einer Sache kommt es allein an. Daß dieser heute zu wenig kritisch geprüft wird, zeigt der übertriebene Gebrauch des Wortes „spießig“. Wir freuen uns gewiß des ersten Willens, neue Lebenswerte zu schaffen, der durch weite Kreise der deutschen Jugend geht. Zu bedauern aber ist, wenn sie nur zu oft die Tatsache übersieht, daß auch im Alten wertvolle Güter liegen. An diesen Tatbestand muß der sich erinnern, der das Urteil „spießig“ in seine berechtigten Grenzen zurückweisen will.

Erdbeeren



Die ersten Erdbeeren sind eine solch willkommene Delikatesse, daß man sie am liebsten in ihrem Naturzustande nur mit etwas Streuzucker verzehrt, damit Gaumen und Augen gleichzeitig gelabt werden.



Rezepte und Aufnahmen:
Traute Walther

Erdbeer-Speise bereitet man von 1 Liter Milch, 100 g Zucker, 100 g Mondamin, 2 Eigelben, 1 Teelöffel Butter und $\frac{3}{4}$ Pfund Erdbeeren. Die Erdbeeren zerschneiden, etwas zuckern und durch ein Sieb streichen. Mondamin mit etwas kaltem Wasser glatt rühren und unter ständigem Rühren in die kochende, gesüßte Milch gießen. Nach 5 Minuten Kochzeit Topf vom Feuer nehmen und die mit den Eigelben verrührten Erdbeeren darunterühren. Noch einmal kurz aufwallen lassen und die Speise in eine kalt ausgespülte Schüssel füllen. Will man sie stürzen, so garniert man noch mit etwas Schlagsahne und dunkelroten Kirschen.



Eine Erdbeerkaltschale ist ungemain erfrischend und bekömmlich. Die gewaschenen Früchte werden zerschnitten und eingezuckert. Nach einer Weile treibt man sie durch ein Sieb und gießt so viel gekühlte frische Milch dazu, als man zur Kaltschale braucht. Etwas Vanillezucker holt das Fruchtroma noch besonders hervor. Zum Schluß gibt man noch etwas süße Sahne daran. Entweder füllt man die rosige Kaltschale in Gläser oder man gibt sie in Suppenteller und setzt Tupfen von weißer Schlagsahne darauf mit kleinen knusprigen Suppenmakronen. Eine nahrhafte Speise namentlich für Kinder.

und Kirschen

Saurer Sahnen-Auflauf mit Kirschen oder Erdbeeren. 20 g Mehl und 20 g Mondamin zweimal sieben und mit 4 Eigelben glattrühren. Dann $\frac{1}{2}$ Liter dicke, saure Sahne dazugeben, die man zuvor mit 4 gestrichenen Eßlöffeln Zucker recht schaumig geschlagen hat. Nun den steifen Eierschnee darunterziehen und das Ganze in eine gebutterte, mit gezuckerten, rohen Kirschen oder Erdbeeren ausgelegte Auflaufform füllen und $\frac{1}{2}$ Stunde im Ofen backen. Die Form darf nur $\frac{3}{4}$ voll sein, da der Auflauf sehr in die Höhe geht.



Gebackene, warme Ring-speise. 160 g Butter

werden mit 2 Eßlöffeln Zucker und 2 Eiern schaumig gerührt. 175 g Mehl, 75 g Mondamin und 1 Backpulver zusammen zweimal durch ein Mehlsieb geben und mit 8 Eßlöffeln Milch zu einem glatten Teig rühren. Eine Ringform gut ausbuttern, mit Reibsemel bestreuen, den Teig einfüllen und bei guter Hitze etwa 35 Minuten backen. Den hellbraun gebackenen, heißen Ring lege man in eine Schüssel mit heißem Fruchtsaft von Sauerkirschen, die mit Zucker und 1 Glas Rum geschmort wurden. Der Ring soll sich voll Saft saugen. In die Mitte legt man die Kirschen, und an besonderen Feiertagen kann man noch Schlagsahne dazureichen.

Nach einer dicken Suppe ist als Nachtisch ein Kirsch-Eierkuchen sehr zu empfehlen. Von 3 Gelbeiern, Milch und Mehl rührt man einen glatten Eierkuchenteig, unter den man zum Schluß das mit etwas Zucker geschlagene Eiweiß zieht. In einer Pfanne läßt man Butter heiß werden und gießt den Teig hinein, den man sehr schnell mit den entsteinten Kirschen belegt. Mit einem Löffel noch ein wenig Teig über die Kirschen tropfen und auf beiden Seiten goldbraun backen. Noch heiß mit Zucker bestreuen und sofort servieren. Ja nicht zu viel Kirschen nehmen, sonst zerfällt der Eierkuchen beim Umwenden.



Verstopfter Ausguß

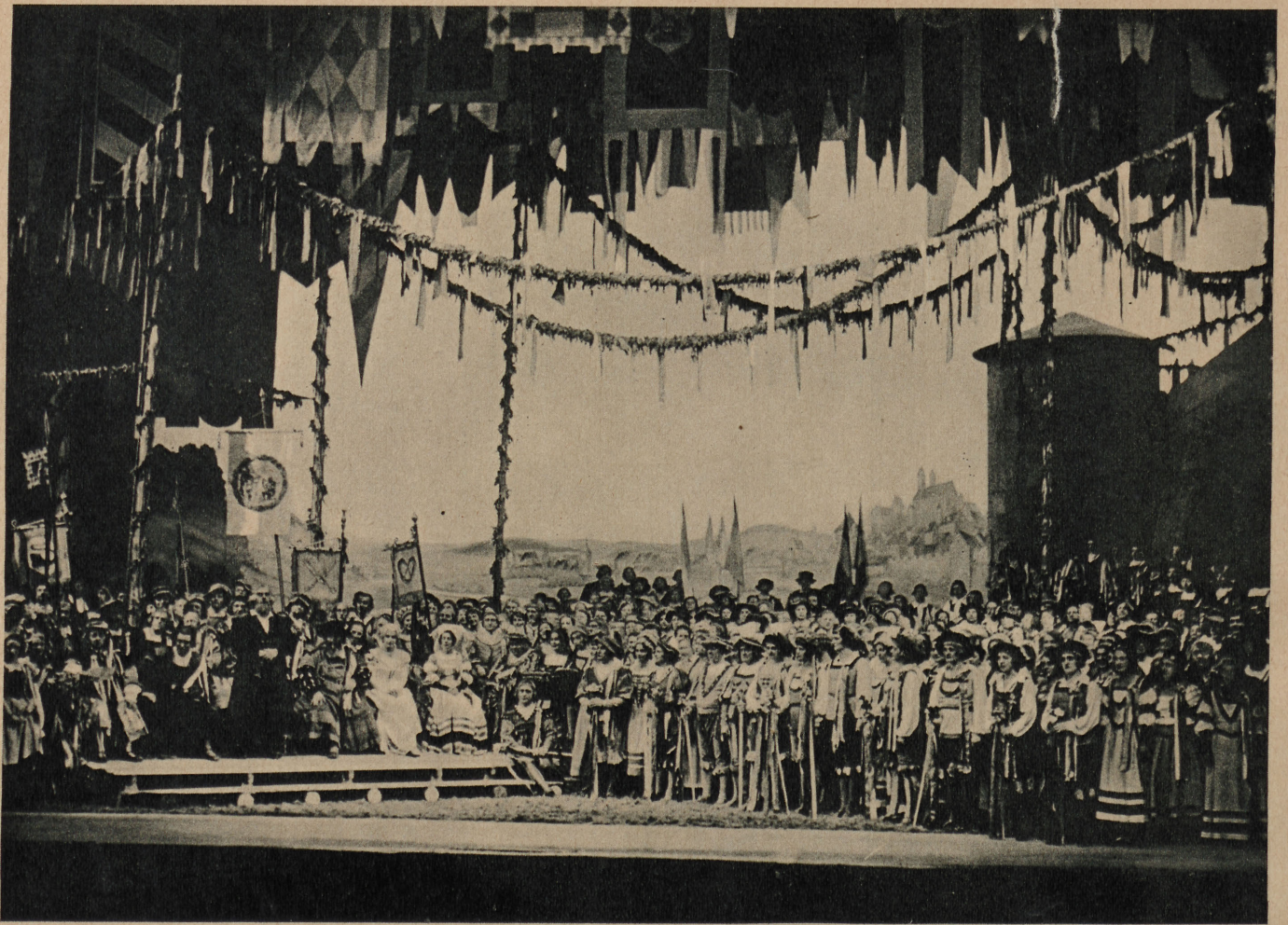
kann durch heißes Sodawasser, das die Fettreste lösen soll, wieder freien Rohrlauf bekommen. Hilft das aber nicht, so muß das knieförmig gebogene Rohr unter dem Ausguß geöffnet werden. Ein Aufwascheimer wird darunter gestellt, die Schraube an der untersten Stelle des Rohres wird mit einem Schraubenschlüssel geöffnet. Nun läßt man von obenher Wasser laufen, bis das Rohr gesäubert ist. Auch den tropfenden Wasserhahn können wir uns allein in Ordnung bringen! Der im Inneren des Hahns befindliche Dichtungsring ist abgenutzt und wird durch einen neuen ersetzt. Wir sperren zuerst den Wasserhahn ab und lassen das noch in der Leitung befindliche Wasser ablaufen. Der Hahn wird mit einer Rohrzange geöffnet und die Hahnspindel herausgenommen. Ein neuer Ring, der ganz fest sitzen muß, wird ausgetauscht.

Wie bessere ich ein Bettlaken aus?

Allgemein wird empfohlen, in der Mitte dünn gewordene oder zerrissene Bettlaken auseinanderzuschneiden, zu stürzen und die Webekanten zusammenzunähen, so daß die Mitte nach außen kommt. Das hat aber den Nachteil, daß die bereits dünnen Stellen mit dem Zerreißen auch nicht mehr lange auf sich warten lassen. Eine weit bessere Methode ist folgende: Man schneidet ein Stück Nessel in der Länge des Bettuchs, nur etwas größer, weil es in der Wäsche einläuft. Nachdem es gut durchgewaschen worden ist, bildet es in seiner Breite von 78 cm nunmehr die Mitte des Lakens. Dieses wird auseinandergeschnitten und gestürzt, so daß die Webekanten des Lakens mit den Webekanten des Nessels zusammengenäht werden können. Das Laken wird nun auf die erforderliche Breite zurechtgeschnitten und gesäumt. Dieser Saum kann breit gehalten werden, um eine Verstärkung der Seitenkante zu bewirken. Ein derartig ausgebeßertes Laken ist fast so viel wert wie ein ganz neues. Nur ist es nicht gerade nötig, es für einen Gast zu verwenden. Man kennzeichnet es daher für den Wäscheschrank mit buntem Garn durch ein paar Kreuzchen oder einem käuflichen Buchstaben, so daß es nicht unnötigerweise auseinandergefaltet zu werden braucht. Aus dem von beiden Seiten abfallendem Stoff können noch Taschentücher genäht werden.

Eierschalen als Schmetterlingsscheuchen

Manche Arten von Schmetterlingen, insbesondere aber der Kohlweißling, legen ihre Eier auf der Unterseite gewisser Pflanzen ab, vor allem auf der verschiederener Kohlarten. Aus diesen Eiern kriechen dann die Raupen aus, die sich am Kohl gütlich tun und ihn vollständig zerschlingen, so daß zuletzt nur noch die Rippen der Blätter übrigbleiben. Unendlich großer Schaden wird alljährlich durch den Raupenfraß in Gärten und Feldern angerichtet. Sehr schwer ist es, hier Abhilfe zu schaffen. Das Wegfangen der Schmetterlinge führt nicht zum Ziele. So viele man auch fängt, es bleiben immer noch genug übrig. In verschiedenen Gegenden ist man auf ein eigenartiges Mittel verfallen. Man steckt mitten in den zu schützenden Pflanzungen Stäbe in den Boden, auf die man oben eine Eierschale aufsetzt. Diese Eierschalen wirken als Schmetterlingsscheuchen.



Die Festwiese in der neuen „Meistersinger“-Aufführung der Städtischen Oper in Berlin. (Dirigent: Max von Schillings) Auf der Tribüne von l. n. r.: Beckmesser (Eduard Kandler), Kothner (Hans Reinmar), Hans Sachs (Wilhelm Rode), Veit Pogner (Ivar Andresen), Evchen (Rosalind von Schirach), Magdalene (Charlotte Müller)

Von Bühne und Film



„Der heilige Crispin“, ein Lustspiel von Paul Ernst, wurde unter der Regie von Jürgen Fehling im Staatlichen Schauspielhaus zu Berlin erstau-geführt. Der bisher nicht nach Gebühr gewürdigte Denker und Dichter konnte die öffentliche Ehrung, die ihm mit dieser Aufführung und der Aufnahme in die Dichterakademie zugeacht war, nicht mehr miterleben: Er ist vier Tage vorher gestorben

Viertes Bild: Von l. n. r. Lotte Betke, Hilde Körber als Schauspielerinnen, Hans Leibelt als Lederhändler Dionys, Bernhard Minetti als Schuster Crispin, Florath als Kaiser Diokletian, Aribert Wäscher als Buchhalter, Toni van Eyck als Kaisertochter Aurelia
Aufn. Scherf



Aus dem neuen Cines-Pittaluga-Film der Terra „Arbeit macht glücklich“ (Ufa-Theater am Kurfürstendamm)

Die volkswirtschaftliche Bedeutung der Ziegenzucht.

Das hohe Milchleistungsvermögen und die Futterdanbarkeit der Ziege befähigen sie, mit verhältnismäßig geringem Nährstoffbedarf unter Ausnutzung der verschiedensten Futtermittel und hauswirtschaftlicher Abfälle eine bei sorgfältiger Haltung wohl-schmeckende, leicht verdauliche Milch zu liefern. Sie ist von Tuberkuloseerregern frei und ist besonders zum Rohgenuß für Kinder und Erwachsene vorzüglich geeignet. Ein sehr wesentlicher Vorteil der Ziegenhaltung ist es, daß sie auf außerordentlich viele Betriebe verteilt ist. Die große Zahl der Ziegenhaltungen bringt aber in ebensoviel Betriebe die Milch in ganz frischem Zustande. Es wird auch aus der Milch eine durchaus wohl-schmeckende Butter hergestellt. Der Ziegenkäse wird von Feinschmeckern sehr geschätzt. Er wird aus Ziegenmilch allein oder aus Kuhmilch mit einem Zusatz von Ziegenmilch hergestellt, und zwar aus nicht entrahmter Ziegenmilch und entrahmter Kuhmilch.

Das Ziegenfleisch steht im Nährwert dem Fleisch anderer Tierarten nicht nach. Es ist äußerst wohl-schmeckend, besonders geschätzt ist das Fleisch von Heberlingen. Ziegenlammern im Alter von fünf bis sechs Wochen sind mit Recht als Braten oder Ragout besonders geschätzt. Die Ziegenfelle, mit den Haaren gegerbt, sind sehr beliebt. Aus Ziegen- und Lammfellen hergestelltes Leder wird sehr vielseitig, insbesondere auch zur Herstellung von Glacehandschuhen verwendet. Der Ziegendünger ist für den Kleingärtner besonders wertvoll.

Die Ziegen wurden früher allgemein auf Weiden gehalten; man findet dieses noch besonders im Gebirge und in den Mittelgebirgen. Die Waldweide bringt viel Abwechslung in die Ernährung. Dagegen hat man mit eingezäunten Weiden schlechte Erfahrungen gemacht, weil die Ziege eben ein Tier ist, das nicht in großen Massen zusammengedrängt sein will und sein Eigenleben liebt. Man findet die Ziege auf dem Lande in kleinen und größeren landwirtschaftlichen Betrieben. Sie gehört überall dahin, wo sich auf eigenem oder gepachtetem Land Grünfütter aller Art und Heu in einer Menge beschaffen lassen, daß für eine oder mehrere Ziegen der Bedarf an Grün- und Rauhfutter ganz oder doch annähernd ohne größeren Zukauf gedeckt werden kann. Die Haltung von einer oder von zwei Ziegen bedeutet eine große Erleichterung der Lebenshaltung, insbesondere für die kinderreichen Familien. Es fehlt dann nicht an dem erforderlichen Eiweiß, an Mineralstoffen und Vitaminen. Dadurch, daß die Ziegenhaltung nicht nur in landwirtschaftlichen Kleinbetrieben zu finden ist, führt sie auch die verschiedensten Be-

völkerungskreise zusammen, gemeinsam Leid und Freud zu tragen, und führt so zur Überbrückung sozialer Gegensätze.

Ganz besondere Bedeutung hat die Ziegenhaltung in der jetzigen Zeit der wirtschaftlichen Not, der Arbeitslosigkeit. Welche Gedanken einen Menschen beschleichen, der für seine Familie zu sorgen hat und keinerlei Arbeit, also auch keinerlei Verdienst findet, kann man sich denken. Sorgen, Schwermut, Mißmut, Unzufriedenheit, Verzweiflung befallen ihn trotz der Abwendung der größten Entbehrungen durch die Sozialfürsorge, da die Zeit nutzlos, untätig verbracht werden muß und deshalb die Langleweiligkeit das Mißgefühl noch steigert, die nutzlos verstrichene Zeit auch die Gelegenheit für die Entwicklung solcher Gedanken zuläßt. Die Erleichterung, die die Ziegenhaltung in der Lebenshaltung mit sich bringt, läßt alles Ungemach schon weniger empfinden; die Ziegenhaltung bringt aber auch Arbeit, Langleweiligkeit und Mißmut verschwinden. Welch ein großer Gewinn ist das für das Zusammenleben eines großen, in schwerster Bedrängnis lebenden Volkes! Bei dieser Sachlage sollten in keiner ländlichen oder städtischen Siedlung die Möglichkeiten für die Ziegenhaltung fehlen. Und doch findet man dieses so häufig. Da fehlt ein Stall, der ja einfach sein kann, da fehlt das Land zur Futterbeschaffung, kaum zum Aufenthalt der Tiere im Freien; ja nicht selten findet man in vollkommener Verkennung der Sachlage ausgesprochene Verbote der Ziegenhaltung. Bei reinlicher Haltung der Tiere fällt jede Belästigung durch unangenehme Gerüche weg.

Der Produktionswert der deutschen Ziegenhaltung ist im Jahre 1926 auf Grund der Viehzählungsergebnisse auf rund 400 Millionen Reichsmark berechnet worden ohne Rücksicht auf die Kosten des Futteraufwandes. Wie die Zahl der Ziegen in der Zwischenzeit weiter zurückgegangen ist, so auch der Erzeugungswert. Ebenfalls haben sich die Preise geändert. Aber auf Grund der Ergebnisse der Viehzählung von 1930 und der Preisverhältnisse vom Ende 1930 und Anfang 1931 ist der Bruttowert der Jahreserzeugung der deutschen Ziegenzucht auf etwa 300 Millionen Mark eingeschätzt worden.

Ein volkswirtschaftlich so wichtiger Betriebszweig verdient zielbewußte Förderung der zuständigen Behörden, des Reiches und der Länder, der Gemeindeverwaltungen, der Berufsvertretungen und der in Frage kommenden Vereinsorganisationen, damit zum Wohle des einzelnen Ziegenhalters wie des Volksganzen die Ziegenhaltung zahlenmäßig vor weiterem Rückgang geschützt und die Leistungsfähigkeit des Einzeltieres ohne Verminderung seiner Gesundheit und Widerstandskraft gesteigert wird.

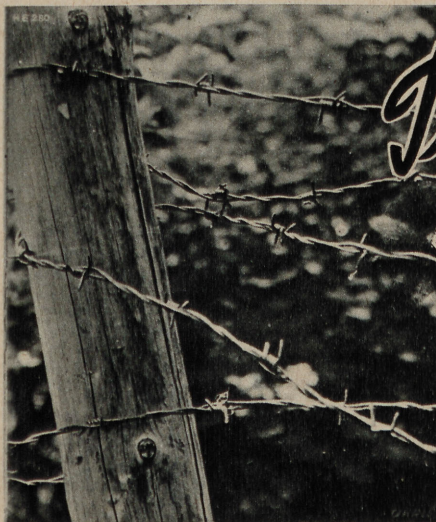
August Dieckmann

Jawohl, gnädige Frau, NIVEA-KINDERSEIFE



ganze zehn Jahre hindurch für die zarte, empfindliche Haut Ihres Kindes! Denn erst spät wird die Haut der heranwachsenden Jugend so widerstandsfähig, daß sie auch eine weniger milde Seife vertragen kann. Nivea-Kinderseife ist nach ärztlicher Vorschrift besonders hergestellt. Mit ihrem seidenweichen Schaum dringt sie schonend in die Hautporen ein und macht sie frei für eine gesunde und kräftige Hautatmung.

Ein Stück Nivea-Kinderseife kostet 54 Pfg., die Kartonpackung mit 3 Stück RM 1.58



Dicke des Objektes



Geratscht! Aber damit muß man überall rechnen. Deswegen immer den Schnellverband „Hansaplast elastisch“ zur Hand; im Hause, auf Fahrten und Wanderungen, bei Sport und Spiel und in jedem Beruf. Er ist stets gebrauchsfertig, in wenigen Sekunden angelegt; er schützt die Wunde und wirkt blutstillend. Und er ist „querelastisch“, das ist sein Vorzug. Er schmiegt sich überall faltenlos an und gestattet jede Bewegung, ohne zu zerren oder zu verrutschen.

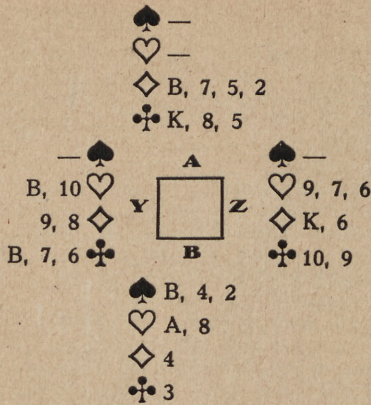
In Apotheken, Drogerien u. Bandagengeschäften erhältlich schon von 15 Pfg. an.

Hansaplast elastisch

D.R.P.



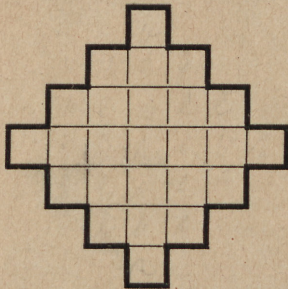
SCHNELLVERBAND



Pik ist Trumpf. B am Spiel macht sechs der sieben Stiche gegen jede Verteidigung.

Lösung und Besprechung der Bridge-Aufgabe Nr. 86

Man muß sich Y und Z auf ihre möglichen Stiche ansehen, bevor man einen Feldzugsplan faßt. Nun hat Z eine lange schwache Pikfarbe, Y aber eine lange starke Karofarbe. Daher darf man Y nicht zu Stich kommen lassen. Dies gelingt wie folgt: 1. Kreuz Dame, B wirft Pik König, 2. Pik 3, 3. Stich mit Herz Bube, 3. Herz 6, Z gelangt an Stich, 4. Pik, A übernimmt, 5. Pik. Y, der Kreuz Bube und Karo Dame, Bube in der Hand hält, ist nun im Abwurfzwang, und daher nehmen A-B auch noch die beiden letzten Stiche.



Magischer Diamant

e e e e e, g g, i i, l l, n n, o o, s s s s, t t, w w, z z

Die Buchstaben ergeben, richtig eingesetzt, waagerecht und senkrecht die gleichen Wörter folgender Bedeutung:

1. Mitlaut, 2. Verkehrsverbindung, 3. Stadt am Rhein, 4. Abtretung einer Forderung, 5. Körperloses Wesen, 6. Sentblei, 7. Mitlaut.

| | | | | | | | |
|----|----|----|----|----|----|----|----|
| | 1 | 2 | 3 | 4 | 5 | 6 | |
| 7 | 8 | 9 | 10 | 11 | 12 | 13 | 14 |
| 15 | 16 | 17 | 18 | 19 | 20 | 21 | 22 |
| 23 | 24 | 25 | 26 | 27 | 28 | 29 | 30 |
| 31 | 32 | 33 | 34 | 35 | 36 | 37 | 38 |
| 39 | 40 | 41 | 42 | 43 | 44 | 45 | 46 |
| 47 | 48 | 49 | 50 | 51 | 52 | 53 | 54 |
| 55 | 56 | 57 | 58 | 59 | 60 | 61 | 62 |

Karreerätsel

(Gefügig geknüpft)

Jede Zahl der zu erratenden Wörter entspricht einem Buchstaben, der in das mit der gleichen Zahl bezeichnete Karree einzutragen ist. Die Buchstaben, von 1 bis 62 fortlaufend gelesen, ergeben ein Wort von Schiller.

Bedeutung der einzelnen Wörter:

| | | | | | | | |
|---------------------------------|----|----|----|----|----|----|----|
| 1. Alpenpaß | 15 | 22 | 46 | 6 | 28 | 60 | 34 |
| 2. Zeitabschnitt | 29 | 62 | 20 | 17 | 41 | 46 | |
| 3. Bildungsanstalt | 8 | 30 | 23 | 20 | 13 | 52 | |
| 4. alte venezianische Goldmünze | 19 | 42 | 57 | 26 | 56 | 6 | 47 |
| 5. Schlachtort in Schlesien | 38 | 39 | 7 | 62 | 31 | 36 | 37 |
| 6. Mondgöttin | 9 | 33 | 38 | 27 | 43 | 25 | |
| 7. Adergerät | | 49 | 35 | 55 | 7 | 4 | |
| 8. ritterliche Waffe | | 10 | 21 | 54 | 16 | 6 | |
| 9. Stadt in Holland | 38 | 14 | 45 | 1 | 11 | 53 | |
| 10. Wetterprophet | 50 | 22 | 24 | 18 | 30 | 58 | |
| 11. Teil des Gesichtes | | 3 | 32 | 12 | 46 | | |
| 12. Nadelbaum | 59 | 40 | 2 | 35 | 5 | 22 | |
| 13. hoher Seeoffizier | 32 | 44 | 48 | 61 | 34 | 51 | 55 |

30153

Auflösungen aus Nr. 20

Karreerätsel: Die Lektion, die uns die Liebe erteilt, kommt meist zu spät. — 1. Reede, 2. Leiden, 3. Tratte, 4. Pillau, 5. Sturm, 6. Sommer, 7. Indien, 8. Titus, 9. Zebra, 10. Lese, 11. Klinik. Geographisches Silbenrätsel: Der Mensch ist das Wesen, welches will. Schiller. — 1. Dover, 2. Elbsandsteingebirge, 3. Neval, 4. Montreal, 5. Eregli, 6. Norddeich, 7. Saarlouis, 8. Choisen, 9. Jiel, 10. Saloniki, 11. Peterow, 12. Damaskus, 13. Aue, 14. Schwabach, 15. Wesel, 16. Griefee, 17. Stortow, 18. Elmshorn. Kastenrätsel: 1. Dienst, 2. Elfer, 3. Rimini, 4. Pirnis, 5. Timmat, 6. Ithafa, 7. Edifon, 8. Gronau, 9. Euden, 10. Nimrod, 11. Delphi, 12. Epirus, 13. Herero, 14. Drasel, 15. Lemab, 16. Lymphe, 17. Ulfer, 18. Efelet, 19. Reife, 20. Dueren, 21. Effenz, 22. Rentel. — Der fliegende Holländer; Tristan und Isolde; Reng.

Warm-kalt-nass-trocken! So schädliches Wechselwetter erfordert Hautpflege unter der Haut mit Creme Mouson

In der Tiefenwirkung liegt der Wert!

COHESAN
 KLEBT ALLES WASSERFEST
 Erhältlich in 1/1 und 1/2 Tuben
 In den einschlägigen Fachgeschäften.

1000 SCHÖNE
TEPPICHE
 kommen direkt von der Teppichstadt Oelsnitz zu Ihnen, wenn Sie sich den Katalog T kostenlos bestellen. Fabrikmäßige Auswahl nur fehlerfreier Stücke, niedrigste Preise u. dabei günstigste Zahlungsweise!
Max Graef
 Teppichstadt OELS NITZ I. V.

Bei chron. Verstopfung und Fettleibigkeit

wickeln seit 50 Jahren glänzend Boxbergers

Kissinger Pillen und Entfettungs-Tabletten

Einmal keine Sorgen haben

Das kann man nie so gut wie in der Urlaubszeit, fernseiner sonstigen Umgebung. Reisen können auch Sie. In der Rubrik „Die Sommerfrische“ sind stets preiswerte Angebote von Pensionen, Hotels und Sommerfrischen, von denen das eine oder andere auch Ihnen zugesagt wird.

Wer kann

Privatkäufer von guten alten Gemälden nachweisen? Notverkauf. Bei Kaufabschluß 10% Provision. Zuschriften unt. **W. 15821** an Ala Anzeigen Akt.-Ges., München.

AMOL altbewährt
 bei Rheuma, Gicht, Kopfschmerzen u. Erkältungskrankheiten, Ermüdung u. Strapazen in Apotheken und Drogerien.
 1. Mel., 2. Dinst., 3. Rott., 4. Ritt., 5. Ritt., 6. Ritt., 7. Ritt., 8. Ritt., 9. Ritt., 10. Ritt., 11. Ritt., 12. Ritt., 13. Ritt., 14. Ritt., 15. Ritt., 16. Ritt., 17. Ritt., 18. Ritt., 19. Ritt., 20. Ritt., 21. Ritt., 22. Ritt., 23. Ritt., 24. Ritt., 25. Ritt., 26. Ritt., 27. Ritt., 28. Ritt., 29. Ritt., 30. Ritt., 31. Ritt., 32. Ritt., 33. Ritt., 34. Ritt., 35. Ritt., 36. Ritt., 37. Ritt., 38. Ritt., 39. Ritt., 40. Ritt., 41. Ritt., 42. Ritt., 43. Ritt., 44. Ritt., 45. Ritt., 46. Ritt., 47. Ritt., 48. Ritt., 49. Ritt., 50. Ritt., 51. Ritt., 52. Ritt., 53. Ritt., 54. Ritt., 55. Ritt., 56. Ritt., 57. Ritt., 58. Ritt., 59. Ritt., 60. Ritt., 61. Ritt., 62. Ritt., 63. Ritt., 64. Ritt., 65. Ritt., 66. Ritt., 67. Ritt., 68. Ritt., 69. Ritt., 70. Ritt., 71. Ritt., 72. Ritt., 73. Ritt., 74. Ritt., 75. Ritt., 76. Ritt., 77. Ritt., 78. Ritt., 79. Ritt., 80. Ritt., 81. Ritt., 82. Ritt., 83. Ritt., 84. Ritt., 85. Ritt., 86. Ritt., 87. Ritt., 88. Ritt., 89. Ritt., 90. Ritt., 91. Ritt., 92. Ritt., 93. Ritt., 94. Ritt., 95. Ritt., 96. Ritt., 97. Ritt., 98. Ritt., 99. Ritt., 100. Ritt.



31,50 RM monatlich für ein eigenes Haus!

durch ein unflinkbares Tilgungs-Darlehen n. Zuteilung. Sicherste Geldanlage bei der größten Bauparlasse Gemeinschaft der Freunde Wilstentrot in Ludwigsburg. 14.501 Eigenheime in D. u. S. mit über 207 Millionen Reichsmark finanziert. Prospekt 143 kostenlos.